



missionsakademie
an der universität hamburg

academy of mission
at the university of hamburg

Begegnungen mit Migrantinnen und Migranten

Erfahrungen und Berichte von Teilnehmenden
eines Seminars an der Universität Hamburg,
Institut für Missions-, Ökumene- und
Religionswissenschaft

THEOLOGISCHE IMPULSE DER MISSIONSAKADEMIE (TIMA)

ISSN 2196-4742

Herausgeber:

Missionsakademie an der Universität Hamburg
Rupertistr. 67 | 22609 Hamburg | Tel. (040) 823 161-0
www.missionsakademie.de | info@missionsakademie.de

Umschlag:

EMW/Martin Keiper

Redaktion dieser Ausgabe:

Uta Andree (verantwortlich)

Hamburg, April 2014

Die Texte der Reihe TIMA stehen auf der Website www.missionsakademie.de als PDF-Dateien zum Download bereit. Die Rechte an den Texten liegen bei den Autorinnen und Autoren.

TIMA 6

Begegnungen mit Migrantinnen und Migranten

Erfahrungen und Berichte
von Teilnehmenden eines Seminars
an der Universität Hamburg – Institut
für Missions-, Ökumene- und
Religionswissenschaft

Herausgegeben von Dr. Uta Andréé

Vorwort

Dieser sechste Band der Reihe Theologische Impulse der Missionsakademie (TIMA) dokumentiert die Begegnungen, die sich aus einem Seminar am Fachbereich Evangelische Theologie der Universität Hamburg (Institut für Missions-, Ökumene- und Religionswissenschaften) ergeben haben. Das Thema der Veranstaltung, die im Wintersemester 2013/14 stattfand, lautete „Migration in theologischer Perspektive“.

Sowohl die Teilnahme an einem Gottesdienst in einer sogenannten Gemeinde anderer Sprache und Herkunft als auch die Durchführung eines Interviews mit einer Person mit Migrationshintergrund waren Bestandteil des Seminars. Allen Studierenden, die die Verschriftlichung ihrer Erfahrungen für diese Veröffentlichung zur Verfügung gestellt haben, ist an dieser Stelle ganz herzlich zu danken. Ein Dank gilt auch den Interviewpartnern und -partnerinnen, die sich zu einem Gespräch bereit erklärt und sich in dieser Weise mit ihrer Geschichte in die Öffentlichkeit gewagt haben. Gedankt sei auch den Gemeinden, die der Studierenden-Gruppe bzw. Einzelnen mit großer Gastfreundschaft und Offenherzigkeit begegnet sind und uns an ihren Gottesdiensten und an ihrem Glauben haben teilhaben lassen.

Es liegt mit diesem TIMA eine Sammlung von Miniaturen vor, die als Material für die weitere Beschäftigung mit dem Thema Migration genutzt werden können. Sowohl in Auswahl (beispielsweise für unterrichtliche Zwecke) als auch in Gänze geben die Texte sehr facettenreiche Perspektiven auf die Situation von Migrantinnen und Migranten in Deutschland, dazu bieten sie sehr persönliche Blicke der Studierenden auf die Erfahrung von Fremdheit und Überraschung in den Gottesdiensten von Migrantengemeinden. Viele der Texte zeichnen sich durch einen unverstellten und sehr ehrlichen Stil aus, was sie deutlich von einem beschreibenden, wissenschaftlichen Zugang unterscheidet. Als solche sind sie zu verstehen, zu würdigen und zu verwenden.

Hamburg, im April 2014

Dr. Uta André

Inhalt

Einleitung	11
Uta Andrée	
GOTTESDIENSTBESUCHE	
Hinter unscheinbaren, verputzen Steinmauern verborgen	17
Ghezal Ali und Katharina Kaminsky	
Gottesdienst im Keller	19
Anna Manthe	
Lebendige afrikanische Gemeinden	20
Gözde Varol und Rebecca Albertsen	
Heute ist Sonntag	23
Saghar Murad	
Halleluja und Amen	24
Judith Sperling	
Wenn die Kollekte gesegnet wird	25
Githa de Cuveland	
Achtung Kleiderordnung !	27
Linda Ollech	

Das Tor zu einer anderen Welt	29
anonym	
Eine Kirche – viele Nationen	31
Lisa Panzer	
Wenn man neugierig willkommen geheißten wird und es trotzdem nicht unangenehm ist	33
anonym	
Gottesdienst feiern mit Überzeugung und Freude	35
Marina Daria Höschler	
Different Couolors – One people	37
Mirjam Wahl	
Keine Langeweile	39
anonym	
Atemberaubend Gospelmäßig	40
Mike Stein	
« Jigidem und Eye adaba »	41
Matthias Prignitz	
Unsere erste Segnung durch zwei Priester	43
Elisabeth Eckardt und Anastasia Dullson	

„It touched my heart“	45
Sarah Falke	
Wenn nicht jetzt, wann dann ?	47
Müjde Dogan	
Ein Fest	49
Anna Schulze	
Church	50
Albina Klimova	
Fast wie auf ‘nem Konzert	51
Tim Völzke und Jo-Daniel Krohn	
« Bienvenido a casa »	54
Damaris Stäger	
Luther auf Russisch	55
Luba Billet	
Die Sprachenverwirrung	57
Julia Adolphi	
Eine Predigt der klaren Worte	59
Elga Baumann	
Gastfreundschaft	61
Anonym	

Ein Hauch von Ökumene	63
Juval Karanikas und Felix Wensien	

MIGRATIONSGESCHICHTEN

2 ½ Migrationen	67
Sarah Falke	

Gerne in Deutschland leben und doch die Türkei vermissen...	71
Müjde Dogan	

Ein langer Weg	73
Anna Manthe	

Zurück in das Heimatland Deutschland	76
Marina Schiffner	

Keine Zeit für Heimweh	77
Judith Sperling	

Nachts kommen die Kakerlaken...	79
Linda Ollech	

Wie die Giraffe unter Schafen?	81
Elisabeth Eckardt	

Papierkrieg	83
Anna Schulze	
Gretchenfrage: Siezen oder Duzen	83
Damaris Stäger	
Migration von Kasachstan nach Dtld.	87
Albina Klimova	
Kaltes Deutschland	90
Agnes Westphal und Kim Rataj	
Wie einen die Familie trägt	91
anonym	
Der Liebe wegen ausgewandert	94
Jo Daniel Krohn und Tim Völzke	
Der Mensch braucht Demokratie	99
Deborah Stahlschmidt	
Das größte Hemmnis ist die Sprache	101
Mike Stein	
Das Fremdsein Gefühl	103
anonym	
Die Leute fragen...	105
Juval Karanikas und Felix Wensien	

Nicht jede Migrationsgeschichte muss ein Trauma sein 107

anonym

...mit einem Koffer voller Selbstbewusstsein für jede Frau... 111

Julia Adolphi

Als Freiwilliger in Tschechien 115

Marina Daria Höschler

Warum es so schwer sein kann... 117

Jennifer Griebenow

Einleitung

von Uta Andrée

„Ich bin fremd gewesen und ihr habt mich aufgenommen.“ Dieses biblische Motiv aus Matthäus 25 zog sich durch die Beobachtungen und Diskussionen in unserem Seminar zu „Migration in theologischer Perspektive“. Dass Jesus mit dieser Aussage die Erwartung an seine Nachfolger und Nachfolgerinnen formuliert, Menschen, die fremd sind, aufzunehmen, ist die eine Seite der biblischen Weisheit. Die andere Seite ist, dass Jesus ankündigt, selber im Fremden zu begegnen. Das Antlitz Jesu wird sichtbar in der Begegnung mit dem Migrant, der Migrantin. Die Begegnung mit Gott ist dem verheißen, der diejenigen wahrnimmt, die zu uns kommen, die Lebensraum und Lebensort und Lebensweise mit uns teilen – manche aus der Not heraus, manche aus einem Entschluss heraus, manche schicksalhaft, manche nach einem langen schmerzvollen Weg. Gastfreundlich zu sein, ist keine nette Geste, sondern eine existentielle Haltung, die bis in die Tiefe des Glaubens reicht.

Einige Texte, die uns im Seminar besonders beeindruckt haben, stammen aus dem englischsprachigen Aufsatzband „A promised land, A perilous journey, Theological Perspectives on Migration“ (Notre Dames 2008), herausgegeben von Daniel D. Groody und Giacchino Campese. Besonders spannend war die wieder kehrende Herausforderung nicht mehr in „wir“ und „die anderen“ zu denken, sondern die Beziehung hermeneutisch neu zu erschließen, inklusiv zu denken, die eigenen Anteile darin sehen, warum der andere als fremd definiert wird oder sogar werden muss. Und noch einmal wurde die lange bekannte Einsicht stark, dass jeder Mensch fast überall auf der Welt ein Fremder ist.

Hinzu kommt der Gedanke, dass christliche Existenz schon immer als Pilgerweg verstanden wurde. Christen sind das wandernde Gottesvolk, die Kirche ist das wandernde Volk Gottes. Die Geschichte des Volkes Israel beginnt mit einer Migration: Abraham verlässt mit seiner Familie sein Land, um dahin zu ziehen, wohin Gott ihn ruft. Die stärkste biblische Geschichte vom Verlassen eines Landes ist der Auszug der Israeliten aus Ägypten, eine menschheitliche Befreiungsgeschichte als Geschichte der Migration. Aber auch das kleine Buch Ruth bietet alle Aspekte eines Migrationsschicksals – angefangen von den Beweggründen für das Verlassen der Heimat (eine Hungersnot im Heimatland), über die Verwurzelungsgeschichten in der neuen Heimat (die Männer aus Juda heiraten Frauen aus dem Land, in das sie gezogen sind) bis hin zur Rückkehr und den Schwierigkeiten, die sich dabei ergeben können (alle wissen noch, dass diese Familie einmal ausgezogen war). Auch im Neuen Testament beginnt alles mit der Wanderung: Ein Kaiser löst Wanderungsströme aus, weil er die Menschen zählen

will. Der Terror eines Herrschers zwingt Joseph gleich nach der Geburt im Stall mit seiner Familie nach Ägypten zu fliehen, um das Kind zu schützen. So setzt es sich fort bis in unsere Zeit. Viele Schicksale haben ihre Urbilder in biblischen Migrationsgeschichten. Und immer war Gott unterwegs mit den Migrantinnen und Migranten.

Das ist der Hintergrund, auf dem sich die Studierenden des Seminars auf den Weg gemacht haben, Menschen zu besuchen und zu befragen, um etwas von ihrem Glauben, ihrem Leben und ihren Erinnerungen an Aufbruch und Ankunft zu erfahren.

Im ersten Teil unserer Sammlung werden Erfahrungen in Gottesdiensten von Migrantengemeinden beschrieben und reflektiert. Oscar Jean Lomboto Bakuka, Teilnehmer des Seminars, ist Mitglied und Prediger in einer frankophonen afrikanischen Gemeinde – der Christian Church Outreach Mission (CCOM). Viele Studierende nahmen die Einladung dieser Gemeinde an und besuchten den Gottesdienst ihres kamerunischen Kommilitonen Reverend Lomboto. Insgesamt acht Berichte beziehen sich deshalb auf einen Besuch in der CCOM. Die CCOM existiert seit 30 Jahren und ist vor allem in Deutschland verbreitet. Darüber hinaus gibt es Kontakte in die Niederlande und nach Ghana. Im Dezember 2003 wurde die Gemeinde in Hamburg gegründet. Sie versteht sich als internationale Gemeinde, erreicht mit ihrer Arbeit allerdings hauptsächlich afrikanische Christen aus französischsprachigen Ländern. Pastor Lomboto betont, dass die Theologie seiner Gemeinde frei ist von konfessioneller Bindung. Sie versteht sich einzig und allein dem Glauben verpflichtet, der sich auf Jesus Christus als den einzigen Herrn und Retter beruft. Die CCOM untersteht der Leitung von Bischof Rev. Dr. Abraham Bediako / Hamburg.

Eine andere Gruppe des Seminars hat sich für einen Besuch im Internationalen Gospelgottesdienst in Borgfelde entschieden. Auch hier liegen acht Berichte vor, die diese Gottesdiensterfahrung aufnehmen. Die Kirchengemeinde St. Georg Borgfelde versteht sich als multikulturelle und ökumenische Gemeinschaft. Als Teil der Nordkirche bietet sie afrikanischen Christen nicht nur Gastrecht, sondern nimmt sie hinein in die Mitte der Gemeinde. Die (Mit)Arbeit von Pastor Peter Mansaray (gebürtig aus Sierra Leone) als Pastor der Nordkirche in Borgfelde ist einzigartig. Hier entsteht eine lebendige Beziehung zwischen dem herkömmlichen Leben in einer Kirchengemeinde und dem sich ändernden Kontext. Die Arbeit von St. Georg-Borgfelde ist eng mit dem Dachverband der afrikanischen Gemeinden "African Christian Council Hamburg" verzahnt. Der internationale Gospelgottesdienst, der eine Ausdrucksform der neuen interkulturellen Ausrichtung der kirchlichen Arbeit im Stadtteil ist, wird unter anderem von Pfarrer Prof. Dr. Werner Kahl, Studienleiter an der Missionsakademie, mit vorbereitet und verantwortet. An jedem zweiten

Sonntag im Monat findet hier dieser partizipative internationale Gospel-Gottesdienst mit viel Musik und Bewegung statt.

Ansonsten haben die Studierenden Gottesdienste besucht, die ihren Neigungen, ihren Sprachkenntnissen und Interessen – auch ihrer Neugier – entgegenkamen. Die Berichte vom Gottesdienstbesuch machen insofern nachdenklich, als die Studierenden ohne den Impuls durch das Seminar keinen Anlass gehabt hätten, eine Gemeinde anderer Sprache und Herkunft zu besuchen. Das lässt sich leicht auf Christen im allgemeinen übertragen. Das Phänomen der Zurückhaltung, sich für die Glaubensausübung des Fremden / der Fremden zu interessieren, prägt unsere Beziehungen zuhause. Bei Aufenthalten im Ausland bedeutet die Begegnung auch des religiös Fremden keine Hemmschwelle und ist keine Seltenheit. Viele kommen zurück aus dem Urlaub, von einem Studienaufenthalt etc. und schwärmen von dem Spirit eines baptistischen Gottesdienstes, von der Herzlichkeit einer Pfingstgemeinde oder von der Lebendigkeit einer charismatischen Kirche. Zuhause vermuten nur wenige Menschen, dass sie so etwas auch in ihrer Nachbarschaft erleben könnten. Und noch weniger Menschen finden in dem Fremden in ihrer Nachbarschaft ein Zuhause. Viele afrikanische Gemeinden bedauern dies, afrikanische Christen beraten, wie sie die Deutschen mit ihrer Mission erreichen können. Wie sehr die Gastgeber sich über den Besuch der Studierenden gefreut haben, zeigen die folgenden Texte. Fast alle Berichte zeugen davon, dass der Besuch positive Überraschung ausgelöst hat. Viele schreiben, dass die Erfahrung in der „fremden“ Gemeinde unvergesslich sei, aber ob sie deshalb schon Beheimatung des Glaubens bieten kann, bleibt fraglich. Was verbindet und im Glauben zusammenfließt, sind eben doch (zumindest auch) die gemeinsame Herkunft, die gemeinsame Sprache (des Glaubens), die gemeinsamen Erfahrungen in einer fremden Umgebung, das Erlebnis, mit Zuschreibungen von außen umgehen zu müssen, und der Bezug zu einer zweiten Heimat.

Die Interviews, die auf den ersten Teil der Berichtssammlung folgen, stehen unter der Überschrift „Migrationsgeschichten“. Es gab absichtlich keine Vorgaben, welche Migrationsgeschichte möglicher Weise dazu qualifiziert wäre oder nicht, in dieses Büchlein aufgenommen zu werden. So ist ein bunter Strauß entstanden, der nicht nur die Geschichten von Migrationen dokumentiert, sondern auch die ganz unterschiedliche Art der Interviewer, sich dem Gegenüber zu nähern, sich zu interessieren und bestimmte Aspekte der Migrationsgeschichte herauszuarbeiten. Viele Autorinnen und Autoren bzw. deren Gesprächspartner wollten das Interview nicht veröffentlichen. Das ist natürlich zu akzeptieren, unter den nun hier nicht veröffentlichten Gesprächen sind allerdings wahre Schätze, beispielsweise das Gespräch mit einer Zehnjährigen über ihren Wechsel in die neue Heimat Deutschland und ihre Art, das, was sie erlebt hat, von sich zu trennen.

Gottesdienstbesuche



Hinter unscheinbaren, verputzen Steinmauern verborgen

Bericht über einen Gottesdienstbesuch in der CCOM Hamburg

von Ghezal Ali und Katharina Kaminsky

Hinter unscheinbaren, verputzen Steinmauern verborgen, eröffnet sich dem Besucher eine neue unbekannte Welt. Was wird den Besucher erwarten?

Zuerst ist man ein wenig irritiert und guckt sich etwas „planlos“ im Flur um. Links ist eine Tür geöffnet, hinter der scheinbar schon ein Gottesdienst in vollem Gange ist. Zu spät gekommen? Doch schon wenige Sekunden später kommen die ersten Kinder auf einen zu und weisen allen den Weg in dem Labyrinth aus Fluren. Ganz unerwartet gelangt man in den Keller des Hauses; und hier soll er stattfinden, der Gottesdienst. Leichte Verwunderung macht sich breit: In einem Keller?! Und obwohl der Raum keine Fenster besitzt, ist er doch sehr festlich hergerichtet. Die CCOM Gemeinde hat sich allerhand Mühe gegeben, den Raum so zu gestalten, dass der Gedanke, dass dieser ein Keller ist, verschwindet. Hier können wir gemeinsam den Gottesdienst feiern.

Schon zu Beginn stehen drei Frauen unterschiedlichen Alters in der Nähe des Altars und sind schon ins Gebet vertieft. Anders als man einen Gottesdienst gewohnt ist, hatte dieser keinen offiziellen Anfang. Man ist also schon mittendrin und irgendwie auch nicht. Denn ein paar Minuten nach dem Eintreffen wird man herzlich begrüßt und willkommen geheißen. Dann wird gesungen. Es fallen einem die Frauen auf, die tanzend zum Altar gehen und dabei voller Inbrunst Gott jubelnd und singend anpreisen. Für die Gemeindemitglieder sind Gesang und Gebet nicht zu trennen, es verschmelzen beide zu einer Einheit. Aus der Tiefe des Kellers richten sie ihre Gebete gen Himmel. Geschlossene Augen und rhythmisches Wiegen der Körper ist Teil des Lobes. Vielleicht hat die Anwesenheit der Gäste eine hemmende Wirkung, aber trotzdem bleiben die Frauen ihrem Stil treu.

Überraschend wird man nach dem Gottesdienst mit Kaffee und Kuchen und vielen weiteren Leckereien verköstigt. Dies alles ist von den Frauen der Gemeinde vorbereitet worden. Man merkt, wie man während des Essens doch noch eine andere Art der Gemeinschaft erlebt als zuvor im Gottesdienst.

Schließlich durch die Außentür gegangen, wirft man einen kurzen Blick zurück. Der Besucher macht sich auf den Weg und hat einen Gottesdienst gesehen, wie er ihn zuvor noch nie erlebt hat.

Gottesdienst im Keller

Miniatur zu einem Besuch in der CCOM Hamburg/Wandsbek

von Anna Manthe

Hamburg - 3. Advent 2013. Draußen ist es ungemütlich und kalt. Ganz anders in den Räumen der frei christlichen Kirche im Hamburger Stadtteil Wandsbek. Hier steigt ein Gefühl von Geborgenheit und Gemütlichkeit in mir auf, obwohl nicht eine Kerze brennt und der Raum auch sonst eher spärlich eingerichtet ist. Der Prediger begrüßt uns. Ich habe meine beiden Kinder (4 Jahre und 1 Jahr) und meine Mutter mitgebracht. Nach und nach füllt sich der Raum. Wer später kommt, wird nicht schräg angesehen. Der Gottesdienst beginnt mit einem Gebet. Gott wird gepriesen, dazu wird gesungen, getanzt und geklatscht. Es sind Stunden voll von Fröhlichkeit und Leben. Einige von den Anwesenden beten sich beinahe in Trance. Dabei sitzen sie, stehen, tanzen oder knien. Ich beobachte sie, weil es mich so fasziniert. Meine Tochter hüpfte auf meinem Arm auf und ab und klatscht wie wild zur Musik.

Der Gottesdienst wird uns vom Französischen ins Deutsche übersetzt von einer jungen Frau. Anfangs bin ich etwas verwundert, da der Prediger nur zwischendurch selbst übersetzt, doch da hatte der Gottesdienst noch gar nicht richtig begonnen.

Jeder, der an diesem Tag zum ersten Mal dort ist, soll aufstehen und sich vorstellen. Auch ich. Die „Neuen“ werden sofort herzlich aufgenommen mit Umarmungen, Küssen und Segenswünschen. Im ganzen Raum ist das Gefühl von Gemeinschaft zu spüren. Alle, die hier sind, egal welche Herkunft sie haben, sind gleich vor Gott. Auch wenn sie vielleicht aus den verschiedensten Gründen an diesem Tag in die Gemeinde kommen, so verbindet sie doch das „Gleichsein“ vor dem Herrn und die Suche nach seiner Nähe.

Ich habe zuvor noch nie in einem Gottesdienst getanzt. Ich habe zuvor noch nie so viel Leben und Herzlichkeit in einem Gottesdienst gespürt. Ich habe zuvor noch nie erlebt, dass Gottesdienst Spaß machen kann - leider.

Diese Menschen dort haben es geschafft, einen eigentlich leblosen „Kellerraum“ zum Leben zu erwecken. Die Eindrücke, die ich an diesem Tag gesammelt habe, werden mich mit Sicherheit noch viele weitere Jahre begleiten.

Lebendige afrikanische Gemeinden

Besuch des französisch-deutschsprachigen Gottesdienstes in der Christian Church Outreach Mission am 12.01.2014

von Gözde Varol und Rebecca Albertsen

Sonntag, der 12.01.2014 - Ahrensburger Straße 40: Wir begeben uns mit einem mulmigen Gefühl in das Gebäude, da wir nicht wissen, was nun auf uns zukommen wird. Zwei Herren am Empfang haben uns, nach unserer Vorstellung, zu dem Gottesdienst geführt. Der Gottesdienst wurde allerdings auf Englisch gehalten, was uns ein bisschen irritierte, da dieser auf deutsch-französisch sein sollte. Wir wurden von einer netten Dame in die vorderste Reihe gesetzt. Die Gemeinde war währenddessen schon am Singen und Beten. Der Gesang wurde mit verschiedenen Instrumenten, wie z.B. Schlagzeug und Keyboard, unterstützt. Kurz vor dem Ende des Gottesdienstes wurden erst diejenigen, die Geburtstag haben nach vorne gebeten, um einen Segen zu empfangen, sowie diejenigen, die schwanger sind. Am Ende wurde noch einmal gesungen, und es war sehr durcheinander. Manche redeten, manche beteten, manche sangen. Wir haben uns gewundert, dass der Gottesdienst schon nach 25 Minuten vorbei war.

Durch die Hilfe von einem netten, etwas älteren deutschen Mann, haben wir dann herausgefunden, dass wir bei einem anderen Gottesdienst gelandet sind, als wir vorhatten. Anschließend führte er uns zu der richtigen Gemeinde, die nur ein paar Schritte von uns entfernt war. Der Mann erzählte uns bereits vorher, dass diese Gemeinde kleiner ist, aber wir gerne noch zu dem Gottesdienst dazu stoßen können.

Als wir den Raum betraten, waren die Menschen gerade fröhlich am Singen und Tanzen. Wir setzten uns in eine freie Reihe. Der Raum war, im Vergleich zu dem anderen kleiner, jedoch trotzdem gemütlich. Er war mit Vorhängen und Gewändern geschmückt. Außerdem zierten ein paar Länderflaggen den Raum. Die Bühne war mit Instrumenten, Mikrofonen, sowie einem Pult ausgestattet. Es folgten noch weitere Lieder, die ebenso auf französisch als auch auf deutsch von zwei jungen Frauen und einem jungen Mann geleitet wurden. Die jungen Leute wurden von drei älteren Herren instrumentalisch unterstützt. Einige Mitglieder sangen bzw. tanzten mit, andere wiederum beteten. Es war nicht einheitlich, sondern jeder hat gemacht, was er in dem Moment gefühlt hat.

Danach hielt einer von den älteren Herren eine Willkommensrede an uns auf französisch, die danach auf deutsch übersetzt wurde. Wir wurden aufgefordert uns vorzustellen, damit sie mehr von uns erfahren. Die Gemeinde klatschte und jubelte. Wir haben uns gut aufgenommen gefühlt und bedankten uns für die nette Begrüßung. Anschließend betete ein anderer Herr extra für uns, um uns zu segnen. Er sprach alles auf französisch, wonach der andere es wiederum für uns übersetzte, damit wir auch bewusst Amen sagen konnten.

Außerdem hat sich die Gemeinde selbst vorgestellt. Sie machen keinen Unterschied zwischen den Rassen, jeder ist herzlich willkommen vor Gott. Wir wurden darauf hingewiesen, dass wir in dem Raum alles machen können, wonach wir uns fühlen. Wir dürfen tanzen, beten, reden, im Raum umhergehen, sowie auch hüpfen und springen. Der Heilige Geist wird uns dazu leiten und nicht wir selbst, daher solle man diese Emotionen nicht unterdrücken. Auch wurde uns das Thema des heutigen Gottesdienstes vorgestellt. Es ging um die Danksagung. Bevor die Rede von der Danksagung vorgestellt wurde, haben die jüngeren Leute noch weitere Lieder, über die Lobpreisung des Herrn gesungen.

Anschließend folgte das Ritual des Abendmahls. Erst wurde aus der Bibel gelesen, danach verteilten die drei Herren in der Gemeinde das Brot und das Blut (Kirschsafft) an die übrigen Mitglieder. Es wurde darauf hingewiesen, dass man dieses nicht einfach so essen oder trinken solle, sondern sich konzentrieren und dem Herrn danken soll. Außerdem steht man nicht in der Pflicht dazu, das Abendmahl einzunehmen. Die Kinder in der Gemeinde nahmen dies nicht zu sich. Danach wurde wieder gesungen. Bevor die Predigt der Danksagung gehalten wurde, sollten wir jeden Einzelnen in der Gemeinde grüßen und uns gegenseitig segnen. Dies geschah, indem wir in dem Raum umher gingen. Die Rede der Danksagung folgte daraufhin. Sie wurde auf französisch gepredigt und dann auf deutsch übersetzt. In der Rede hieß es, dass wir für das Jahr 2013 dankbar sein sollen. Der Gottesdienst endete eine halbe Stunde später als geplant. Grund dafür kann die Zweisprachigkeit gewesen sein oder unsere Begrüßung, sowie unsere Vorstellung. Wir verabschiedeten uns mit Dankbarkeit und die Gemeinde segnete uns zum Abschied.

Im Nachhinein war der Besuch, bei dem nicht geplanten Gottesdienst, ebenso eine Erfahrung wert und diente uns zum Vergleich. Der erste Gottesdienst war größer, lauter, und noch mehr durcheinander. Viele kleine Kinder liefen auch dauernd umher und es wurde viel durcheinander geredet. Der französisch-deutschsprachige Gottesdienst hat uns noch mehr beeindruckt. Dadurch, dass der Raum kleiner war und wir sofort von den Mitgliedern willkommen geheißen wurden, fühlten wir uns gleich wohl. Außerdem konnten wir den Gottesdienst besser verstehen, da er auch auf deutsch übersetzt wurde. Der Unterschied zu den uns vorher bekannten Gottesdiensten in einer evangelischen Kirche, war sehr groß. Es ähnelte den

Gottesdiensten, die man aus verschiedenen Filmen kennt. Es war sehr lebendig, was uns auch sehr beeindruckte. Für uns hat sich dieser Besuch sehr gelohnt. Es wurde bestätigt, dass die afrikanischen Gemeinden ihre Gottesdienste lebendiger feiern und jeden herzlich willkommen heißen. Wir sind froh, diese andere Seite von einem Gottesdienst kennen gelernt zu haben.

Heute ist Sonntag...

von Saghar Murad

Heute ist Sonntag und ich habe die Möglichkeit einen Gottesdienst zu besuchen. Aber nicht irgendeinen, da die Gemeinde anderer Herkunft und Sprache ist. Die Straßen sind friedlich und ruhig, genauso ruhig wie meine Parkplatzsuche.

Etwas orientierungslos suchte ich den richtigen Raum, doch die vielen, netten Gottesdienstbesucher begrüßten mich mit Handschlag und wiesen mir den Weg. Dort angekommen erwartete mich ein Trubel von schick gekleideten Kindern und Erwachsenen, die dabei waren etwas vorzubereiten

Eine mir unbekante Situation tat sich mir auf. In der für mich unbekannten Sprache gingen einige der anwesenden Gläubigen zum Mikro und schienen dort mit Gott zu sprechen. Eine Art Hilfeschrei und trotzdem auch Hoffnungsrufe. Doch der Gipfel dieser Erfahrung sollte noch folgen. Als der letzte Gläubige sein Gebet beendete, begannen andere zu trommeln, und alle tanzten und sangen. Alle standen auf, gaben sich mit Freude dem Rhythmus der Musik hin und klatschten.

Gesang und Musik nahmen einen großen Teil der Zeit im Gottesdienst in Anspruch, und mir kam der Gedanke, wie wunderbar es doch wäre, wenn jede Gemeinde dieses Glück und die Freude im Gebet empfinden würde.

Die Muslime beispielsweise bedienen sich dem Gesang, um die verstorbenen Propheten und Imame zu betrauern.

Der Gottesdienst endete mit einem kleinen Festmahl. Gestaltet aus Kuchen und Getränken. Die Gemeinde bewies nochmals ihre pure Freude daran, zu geben und zu teilen. Ich war glücklich dieser einmaligen Veranstaltung beigewohnt zu haben und bedauerte trotzdem die Abwesenheit meiner Kommilitonen, die nicht den Genuss dieses Gottesdienstes, voll Liebe und Herzlichkeit, teilen konnten.

Halleluja und Amen

Besuch eines Gottesdienst der CCOM Gemeinde in Hamburg

von Judith Sperling

Der Gottesdienst, den ich am 24. November 2013 in der CCOM Gemeinde in Hamburg besuchte, war für mich etwas ganz besonderes. Als einige Kommilitonen und ich das Gebäude der Gemeinde betraten, empfing man uns mit einer besonderen Herzlichkeit, obwohl uns doch niemand kannte. In dem Raum, in dem der Gottesdienst stattfand, herrschte keine Stille. Viele Gemeindemitglieder waren schon weit vor Gottesdienstbeginn dort, sangen und beteten. Besonders an diesem Gottesdienst war für mich, nicht nur das Singen und Tanzen, sondern auch die ausgiebige Begrüßung von jedem, der da war. Jeder war herzlich willkommen.

Das ganze Gottesdienstgeschehen war durchzogen von Halleluja- und Amenrufen.

Dieser Gottesdienst war wirklich eine Feier Gottes.

Anschließend fand für uns Besucher noch ein Essen mit nettem Zusammensein statt. Dabei hatten wir die Möglichkeit mit den Mitgliedern der Gemeinde zu sprechen. Zum Beispiel fanden wir dabei heraus, dass das Mädchen, das den Gottesdienst geleitet hatte, die Tochter des Pastors ist.

Kurz vor dem Aufbruch wurden wir von einer Gruppe Jugendlicher für weitere Gottesdienste eingeladen, und wir werden bestimmt noch den einen oder anderen Gottesdienst dieser Gemeinde besuchen.

Wenn die Kollekte gesegnet wird

Miniatur zu einem Besuch in der CCOM Hamburg

von Githa de Cuveland

Es war nicht leicht, im Internet die Uhrzeit zu finden, wann der Gottesdienst der CCOM beginnt. Schließlich gab es drei verschiedene Angaben über Uhrzeiten, zu denen der Gottesdienst stattfinden sollte. Um pünktlich zu sein, wie es sich in Deutschland gehört, entschieden wir uns für die früheste der drei Uhrzeiten. Trotzdem schafften wir es nicht pünktlich zu sein. Nicht so schlimm, denn selbst für die Gemeindemitglieder hatte sich der Beginn des Gottesdienstes um eine Stunde verschoben.

Am Ziel angekommen erblickten wir ein unscheinbares Gebäude. Es ist an einer Hauptstraße gelegen, zwischen ganz normalen Wohnhäusern. Doch es ist eine Insel für die Menschen, die sich in diese Gebäude begeben, denn dort vergisst man seine Alltagsorgen und den Stress, hier konzentriert man sich auf Gott und genießt die Zeit mit dem Herrn. Auf den ersten Blick sahen die Räumlichkeiten der Gemeinde von innen so aus, wie wir es von deutschen Gemeinden kennen. Wir wurden von einer afrikanischen Frau begrüßt, die uns hilfsbereit den Weg zum Gemeinderaum im Keller zeigte. Dieser Raum war liebevoll mit bunten Tüchern und Fahnen der unterschiedlichsten Länder dekoriert. Es befanden sich ausschließlich farbige Menschen, hauptsächlich Frauen mit ihren Kindern, in diesem Raum.

Hier tobte das Leben! Die Menschen beteten. Die einen im Stehen, andere im Sitzen oder kniend. Sie schwiegen, murmelten, flüsterten oder schrien durcheinander. Dazu wurde getrommelt, gesungen und getanzt. Es fühlte sich aber nicht an wie Lärm, sondern es war eine fröhliche, glückliche und muntere Stimmung, die zum Mitmachen anregte. Nach dem Gebet sollten sich alle vorstellen, die zum ersten Mal diese Gemeinde besuchten. Die Gemeinde war neugierig und freute sich über jeden, der gekommen war. Wir wurden herzlich begrüßt und sofort integriert. Wir waren dazu eingeladen gemeinsam mit der Gemeinde Gottesdienst zu feiern. In einer deutschen Gemeinde wären die Besucher höchstens mit einem netten Satz kurz von der Gemeinde begrüßt worden. Bei dem Segen liefen alle durch den Raum, umarmten und küssten sich und sprachen sich den Segen zu. Auch wir wurden gesegnet und segneten die anderen. Wir wurden sofort als ihre Brüder und Schwestern aufgenommen.

Auch die Kollekte, in dieser Gemeinde Opfertgaben, war etwas Besonderes. Jeder der etwas (Geld) opfern wollte, hielt dies zunächst in der geschlossenen Hand in die Luft. Die Opfertgaben wurden so gesegnet und dann bracht jeder seine Opfertgabe tanzend nach vorne in die Sammelbehälter. Insgesamt wurde eine enthusiastische Predigt gehalten und zwischendurch gab es immer wieder lauten und fröhlichen Lobpreis und es wurde von jedem auf seine Art gebetet. Nach drei Stunden war der Gottesdienst beendet, doch die meisten blieben noch länger, um sich miteinander zu unterhalten. Auch auf uns kamen sofort mehrere Gemeindeglieder zu und unterhielten sich mit uns.

Sie betonten immer wieder, auch schon während des Gottesdienstes, dass in ihrer Gemeinde alle willkommen seien und es keine Rassenunterschiede gäbe. Der gesamte Gottesdienst wurde auf Französisch gehalten und auf Deutsch übersetzt. Wir erfuhren von einer Afrikanerin, die uns noch bis nach draußen zum Bus begleitete, dass die Gemeinde vorhätte, ab dem nächsten Jahre ihre Gottesdienste auf Deutsch zu halten und diese auf Französisch zu übersetzen. Der Grund sei, dass die Mitglieder somit die deutsche Sprache besser erlernen, um sich auch im deutschen Alltag besser integrieren zu können. Und ebenso und damit Deutsche in den Gottesdienst kommen und die Botschaften Gottes verstehen können. Auch an einer Homepage will die Gemeinde arbeiten, um öffentlicher und zugänglicher für alle zu werden.

Achtung Kleiderordnung!

Besuch in der CCOM-Gemeinde Wandsbek

von Linda Ollech

Unsere heutige Gesellschaft zeichnet sich durch ein hohes Maß an Pluralität aus. Hamburg ist Begegnungsstätte für Menschen, welche sich in ihrem Aussehen, ihrem Glauben, ihrer Kultur und ihren Fähigkeiten stark unterscheiden. Im alltäglichen Leben ist jeder von uns mit dieser Vielfalt konfrontiert. Doch obwohl wir in der gleichen Stadt, in dem gleichen Stadtteil oder vielleicht sogar in dem gleichen Haus wohnen, sind wir uns fremd. Obwohl uns jeder in dieser Großstadt fremd sein müsste, gehen wir davon aus, dass wir zumindest unsere deutschen Mitbürger in einem gewissen Maße einschätzen können, weil wir uns ihnen zugehörig fühlen – durch unser ähnliches Aussehen und unsere gemeinsame Kultur. Doch wir können den Leuten lediglich vor den Kopf schauen. Wir machen uns innerhalb weniger Sekunden einen ersten Eindruck über unser Gegenüber. Wir fassen seine Biografie in einen Kontext, der auf Oberflächlichkeiten beruht, und meinen aus diesem Grund, die Person zu kennen. Weil uns die Kultur von Menschen aus einem anderen Land fremd ist und uns nicht in unserer Lebenswirklichkeit berührt, ist dieser Mensch uns fremder als ein Mensch, der die vermeintlich gleiche Kultur mit uns teilt.

Der Besuch einer Gemeinde anderer Herkunft und Sprache im Rahmen unseres Seminars hat mir die Augen für diese Problematik geöffnet.

Meine Motivation an dem Tag unseres Besuches in der CCOM-Gemeinde in Hamburg / Wandsbek ging gegen null. Trotzdem versuchte ich mich auf die neuen Erfahrungen einzulassen. Aufregung und Neugierde machten sich dann doch breit, welche aber – in der Gemeinde angekommen – schnell von einem starken Fremdheitsgefühl abgelöst wurden. Vor allem meine mangelnden Sprachkenntnisse in Französisch stellten sich als Barriere heraus. Mein Freizeitlook, bestehend aus Jeans und Sweatshirt, war mir ebenfalls ziemlich unangenehm, waren doch ausnahmslos alle Gemeindemitglieder in ihrer schicksten Garderobe in den Gottesdienst gekommen. Doch mir blieb nicht lange Zeit mich fremd zu fühlen. Bei den Liedern konnte man nicht lange ruhig stehen bleiben. Man musste sich bewegen: tanzen und klatschen.

„Es ist nicht selbstverständlich, dass euer Bruder oder eure Schwester heute neben euch sitzt. Wir wollen dankbar dafür sein, dass Gott uns heute die Gelegenheit gegeben hat, dass wir alle gesund sind und hier unseren Gottesdienst feiern können. Ich möchte, dass ihr aufsteht und jeden Einzelnen in diesem Raum begrüßt. Denn es ist eine Freude, dass wir heute alle zusammen sein können.“

Anfangs begrüßten wir uns etwas verhalten - ausschließlich die Seminarteilnehmer untereinander. Doch schnell kamen die Gemeindemitglieder zu uns. Ehe ich mich versah, hatte ich bereits zwei Drittel der Gemeindemitglieder umarmt und geküsst. Der Strom hatte mich in den vorderen Teil des Gottesdienstraumes geleitet. So stand ich da ein wenig hilflos und habe den Mann an der Trommel verlegen angelächelt. Dann bin ich auf ihn zumarschiert, habe ihm ebenfalls einen Kuss auf die Wange gedrückt und habe meine Runde bei dem Mann am Schlagzeug beendet. In diesem Moment fühlte ich mich als Person akzeptiert und wertgeschätzt, sowie in die Gemeinschaft inkludiert und aufgenommen.

Diese Akzeptanz und Wertschätzung des Individuums sind für mich die Leitideen einer inklusiven Gesellschaft. Einer Gesellschaft, in der Pluralität als Chance und nicht als Barriere empfunden wird. Einer Gesellschaft, in der jeder Mensch (ganz gleich seines Migrationshintergrundes, seiner Behinderung, seiner Haarfarbe, seiner Sprache, seines Geschlechts, seines familiären Hintergrundes, seiner sexuellen Orientierung etc.) als Gottes Ebenbild mit all seinen Fähigkeiten wertgeschätzt wird und als Bereicherung angesehen wird. Es zählt die einzige relevante Gemeinsamkeit, die uns verbindet: Das Mensch sein. In dem Moment, wenn wir aufhören über die Umsetzung zu debattieren, sondern in die Welt hinausgehen und diesen Grundgedanken leben, geschieht Inklusion. Und um mir dessen bewusst zu werden, führte mich mein Weg nach Wandsbek.

Das Tor zu einer anderen Welt

Bericht über den Gottesdienst in der Gemeinde anderer Herkunft und Sprache in der Ahrensburger Straße am 24.11.2013

anonym

Ohne jegliche Vermutung darüber, was mich in den nächsten Stunden erwartete, trottete ich auf das Gebäude in der Ahrensburger Straße zu (zum Gottesdienst in der GASH am 24.11.2013). Nicht nur die Dauer des Gottesdienstes, sondern auch der Ort hat mich leicht irritiert. Mir war klar, dass es verschiedenste Arten von Gottesdiensten gab und jede Religion diese anders zelebriert. Doch bis zu diesem Zeitpunkt habe ich mir keine Gedanken darüber gemacht, wie und wo diese ablaufen könnten.

Bereits beim Öffnen der Tür wurde mir klar, hier wird das Wort „zelebrieren“ wörtlich genommen. Nach der herzlichsten Begrüßung von mir unbekanntem Frauen, die mir aber sofort das Gefühl gaben willkommen zu sein und respektiert zu werden, ging es hinab in den Keller. Auf der einen Seite war dieser Gang ziemlich ungewohnt, wenn ich daran denke auf den Weg zu einem Gottesdienst gewesen zu sein, zum anderen kam er mir vor wie das Tor zu einer anderen Welt.

Die nächsten Stunden vergingen wie im Flug. So viel Tanz, Gesang und gute Laune auf drei verschiedenen Sprachen und das meistens noch zeitgleich habe ich bis dahin noch auf keiner (Geburtstags-)Feier gesehen. Nach wenigen Minuten hielt uns, mich und meine Kommilitonen, nichts mehr auf den Stühlen und wir klatschten und tanzten mit.

Dies war kein Kellerraum, dies war ein verwünschter Raum, der mit Liebe, Freude und Glück über das Leben, welches uns Gott schenkte, gefüllt war. Wir gehörten dazu und es wurde uns deutlich gezeigt, dass vor Gott alle gleich sind und somit auch in dieser Gemeinde akzeptiert werden. Auch die Herzlichkeit beim Buffet nach dem Gottesdienst, bzw. der Gottesfeier, war überwältigend.

Dieser Tag gab mir das Gefühl alles erreichen zu können und dankbar für jeden Moment in meinem Leben zu sein. Ich strahlte über das ganze Gesicht und konnte und wollte es auch nicht abstellen. Beim Verlassen des Gebäudes verließ ich die

wunderbare Welt der Herzlichkeit und Gleichheit vor Gott und ging mit den besten Vorsätzen den Menschen gegenüber hinaus.

Diesen Tag in dieser einzigartigen Welt werde ich nicht vergessen und mich in schlechten Zeiten daran zurück erinnern, um wieder positive Energie erhalten zu können.

Eine Kirche – viele Nationen

Besuch des Internationalen Gospelgottesdienstes in Borgfelde

von Lisa Panzer

Sonntagabend 17.00 Uhr, das Wochenende neigt sich dem Ende zu. Was könnte man tun, um dieses ausklingen zu lassen? Fernsehen, etwas Spielen, kochen, Freunde einladen...? Oder mal etwas ganz anderes? Ausklingen – dazu passt Musik. Und diese kann man ein mal im Monat um 18.00 Uhr an einem besonderen Ort hören und genießen: in der Erlöser Kirche in Hamburg-Borgfelde. Zentral gelegen – vom Berliner Tor läuft man 5 Minuten – kann sie von vielen auch an einem Sonntagabend bequem erreicht werden. Schon vom Bahnhof aus hört man die Kirchenglocken. Diesen sind wir gefolgt.

In der Kirche angekommen, werden wir freundlich begrüßt und setzen uns, zunächst etwas zurückhaltend, in die letzte Reihe der schönen Kirche. Ein kurzer Blick in die Runde zeigt, dass neben vielen Afrikanern ein sehr kulturell durchmisches Publikum vorzufinden ist, eben ein „internationaler Gospel – Gottesdienst“. Und dann geht es auch schon los. Der Gospelchor und die Band beginnen, alle sollen aufstehen, klatschen, sich bewegen. Bleibt einem auch nichts anderes übrig, die Musik trägt einen mit, so fröhlich und stimmungsvoll wie sie ist.

Dass alle gleichwohl willkommen sind, wird in der anschließenden Begrüßung klar. Neben stetigen Gospel – Gottesdienst Besuchern, werden auch die „Neuen“ freundlich willkommen geheißen und mit einem kräftigen Applaus der übrigen Gemeindemitgliedern begrüßt. Ein wärmendes Gefühl. Aus unserer letzten Reihe werden wir auch schnell herausgelockt, denn der nächste Programmpunkt ist das gemeinsame Begrüßen. Hierzu geht man den mittleren Gang entlang und schüttelt alle Hände und guckt in alle Gesichter, die einem auf dem Weg begegnen. Was für eine schöne Art sich wahrzunehmen und eine freundliche Atmosphäre zu schaffen, in der jeder von den anderen willkommen geheißen wird.

Viele Besonderheiten bietet auch der weitere Verlauf des Gottesdienstes. In der fast zweistündigen Zeremonie kann in Gruppen über den im Gottesdienst thematisierten Bibeltext diskutiert werden und anschließend vor der Gemeinde davon berichtet werden. Wer möchte kann sich zum Ende hin einzeln segnen lassen.

Vor allem aber wird einem musikalisch viel geboten und für uns war es eine willkommene Abwechslung zu dem, was man sonst so in Gottesdiensten hört.

Es ist auf jeden Fall eine Reise wert. Beschwingt bin ich nach Hause gefahren und geklungen hat es den ganzen Abend noch.

Wenn man neugierig willkommen geheißten wird und es trotzdem nicht unangenehm ist

Bericht über einen Besuch im internationalen Gospel-Gottesdienst

anonym

Am 12.01.14 gingen wir abends zum internationalen Gospelgottesdienst der Kirchengemeinde St. Georg Borgfelde in die Erlöserkirche. Wir wurden freundlich empfangen und gebeten uns zu setzen. Die Kirche war bereits von vielen Menschen gefüllt.

Der Gottesdienst startete mit einem Lied. Wir stellten uns dazu hin, sangen und klatschten mit. Es war eine sehr fröhliche Atmosphäre. Schließlich wurde noch ein weiteres Lied gesungen. Danach folgte die Begrüßung. Dazu standen alle auf und gaben sich gegenseitig die Hand. Ich bemühte mich, jeden dem ich die Hand gab wahrzunehmen, doch es gelang mir nicht bei jedem. Es waren unfassbar viele freundliche Menschen, die neugierig aufeinander waren. Das Hände schütteln empfand ich als nette Geste und keineswegs unangenehm, obwohl mir alle Menschen fremd waren. Während dieses ganzen Ablaufs sangen ein paar Sänger des Chors, was auch dazu beitrug, dass man sich in fröhlicher Atmosphäre befand.

Als sich alle hinsetzten, wurde das Thema des Gottesdienstes vorgestellt. Es sollte an diesem Tag um die Taufe Jesu gehen. Vor allem ging es darum, dass Menschen sich an ihre eigene Taufe erinnern sollten. Wir kamen dazu sogar mit ein paar Menschen, die um uns herum saßen, ins Gespräch. Wir konnten uns darüber austauschen, wie wir die eigene Taufe empfanden, insofern wir uns noch daran erinnerten. Da ich selbst bei meiner eigenen Taufe schon 13 Jahre alt war, konnte ich meinen Teil dazu beitragen. Es war interessant, so ein Gespräch mit fremden Menschen zu führen. Und auch diese Situation war nicht unangenehm oder komisch, obwohl sie mir völlig fremd war. Schließlich moderierte der Pastor weiter. Einige Menschen teilten der ganzen Kirche mit, wie sie ihre Taufe empfanden und warum die Taufe für sie so ein wichtiges Ereignis darstellte. Ich fand das sehr interessant. Es kamen die verschiedensten Geschichte von den verschiedensten Menschen.

Letztendlich waren sich aber alle einig darüber, dass die Taufe einen näher zu seinem eigenen Glauben bringen soll.

Schließlich folgte die Fürbitte, dann das Abschlussgebet und der Segen. Es wurde wieder ein Lied gesungen. Im Gottesdienst wurde deutsch und auch englisch gesprochen, so dass wir uns immer willkommen und nicht "fremd" fühlten.

Ich würde diesen Gottesdienst gern wieder besuchen. Es hat mich erstaunt, wie freundlich man empfangen wurde und wie neugierig die Menschen waren, einen kennenzulernen. Ich fühlte mich selten irgendwo so willkommen. Dieses Gefühl sollte zum Denken anregen, gerade wenn man unser Seminarthema „Migration in theologischer Perspektive“ dazu betrachtet. Menschen mit Migrationshintergrund sollten sich hier genauso wohl fühlen, wie in ihrem eigenen Land. Sicherlich war der Gottesdienst nur ein kleiner Ausschnitt aus einer fremden Kultur. Aber wir sollten diesen Menschen auch die Möglichkeit geben, dass sie sich willkommen fühlen dürfen. Und auch der Glaube kennt keine Unterschiede.

Gottesdienst feiern mit Überzeugung und Freude

Reflexion zum Besuch des Internationalen Gospelgottesdienstes

Marina Daria Höschler

Am 12. Januar 2014 fand in der Erlöserkirche Borgfelde der einundneunzigste Internationale Gospelgottesdienst statt. Dieser Gottesdienst findet jeden zweiten Sonntag im Monat ab 18 Uhr statt und wird zweisprachig in Deutsch und Englisch durchgeführt. Er ist eine ganz besondere Erfahrung, die ich selbst erleben durfte.

Am Sonntag versammelten sich schon vor Beginn des Gottesdienstes Mitglieder der Gemeinde im Vorraum der Kirche. Dort gab es Kaffee und Gebäck. Ich wurde herzlich empfangen. Nach und nach füllte sich der Kirchraum. Das Publikum war sehr gemischt. Menschen mit afrikanischen und deutschen Hintergrund, Kinder und Erwachsene. Der Gottesdienst wurde eingeläutet mit einem Lied von der Band „The Ministers“. Die Gemeinde stand und viele besonders die afrikanischen Gemeindeglieder bewegte sich und klatschten zur Musik. Schon zu Beginn wurde mir klar, dass dieser Gottesdienst ganz anderes wird als die Erfahrungen, die ich zuvor mit Kirche gemacht habe. Anschließend folgte die Begrüßung durch einen deutschen Pastor und dem afrikanischen Pastor Peter Mansaray. Daraufhin wurde mit einem Lied durch den Gospel Chor „Ambassadors“ ein Lobpreis gemeinsam gesungen. Der Chor wurde von einer Band begleitet. Überraschend stellte ich fest, dass sich unter den Sängern kaum afrikanische Menschen befanden. Außerdem war auffällig, dass das Loben und Gott anpreisen von den meisten Menschen aus tiefer Überzeugung und mit Freude gesungen wurde. Danach fand eine Art Begrüßung statt, indem man entlang des Ganges zum Altar jedem Vorbeigehenden die Hand gab. Dieses war für mich eine ganz besondere Erfahrung, da ich nicht nur die beiden Pastoren und die Bands wahrnahm, sondern jeden Einzelnen der Anwesenden. Ich fühlte in dem Moment, dass es nicht nur die Berührung mit Glaube und Gott für mich gab, sondern es ein gemeinschaftliches Gefühl ist. Nachdem sich die Gemeinde wieder gesetzt hatte, folgte die Lesung des Bibeltextes Mt 3, 13-17. Inhaltlich ging es in der Bibelstelle, um die Taufe. Wir wurden aufgefordert uns mit unserem Banknachbarn über die Bibelstelle und unsere eigene Erinnerungen an unsere Taufe zu unterhalten. Im ersten Augenblick wusste ich nicht was ich sagen sollte. Aber durch das Gespräch und die Geschichte meines Nachbarn, der erst als Erwachsener

getauft wurde, erinnerte ich mich an die Taufe meines Patenkindes, welche ein schönes und besonders Erlebnis für mich war. Nach einiger Zeit wurde das Gespräch unterbrochen und Pastor Peter Mansaray forderte die Gemeinde auf einige Ergebnisse der Unterhaltung für die ganze Gemeinde laut zu sagen. Unterschiedliche Menschen kamen zu Wort. Einige erzählten über ihre Konfirmation, über die Taufe ihres Kindes und über die theologische Bedeutung der Taufe. Das Gespräch wurde durch ein Lied abgelöst, das durch den Gospelchor begleitet wurde. Daraufhin folgte eine Predigt, die sehr emotional war, da der Pastor auf seine eigenen Erfahrungen einging. Schließlich folgten Ankündigungen und Kollekte. Die Art wie die Kollekte gegeben wurde, war für mich ganz neu. Es wurde ein Lied eingespielt und die Gemeinde stand auf und bewegte sich tanzend und singend zum Altar, um die Kollekte zu geben. Als sich die Gemeinde wieder gesetzt hatte, folgten eine Fürbitte, ein Gebet und das Vaterunser, sowie der Segen. Abgeschlossen wurde der Gottesdienst durch ein Lied.

Insgesamt war der Gottesdienst für mich eine neue und schöne Erfahrung. Er hat mir gezeigt, dass Glaube und Religion gelebt werden müssen und dieses gerade durch lautes Singen und Tanzen geschieht sowie durch die Gemeinschaft, die nicht durch Herkunft bestimmt ist.

Different colours – One people

Besuch des Internationalen Gospelgottesdienst in der Erlöserkirche Borgfelde am 12.01.2014

von Mirjam Wahl

Gespannt, erwartungsvoll und auch ein wenig skeptisch blicke ich dem Internationalen Gospelgottesdienst entgegen. Was wird mich erwarten? Welche Menschen werden dort sein? Wie verhält man sich in einem Gottesdienst, mit dessen Gepflogenheiten man nicht vertraut ist? Wie sieht so ein Gottesdienst überhaupt aus, in dem Afrikaner und Deutsche zusammenkommen? Und: Muss ich etwa tanzen?

18 Uhr in der Erlöserkirche: Viele sind gekommen, viele Menschen verschiedener Nationen, um gemeinsam den Gottesdienst zu feiern. Dem „Hallelujah“ des Chorleiters ruft die Gemeinde „Praise the Lord“ entgegen. Doch das reicht nicht, lauter muss es sein. Nach mehrmaligem Hin und Her stimmt der Chor den ersten Gospel an: Getragen von der beeindruckenden und leidenschaftlichen Stimme des Chorleiters. Es ist faszinierend, wie die Musik die Menschen mitreißt. Kaum einer bleibt still stehen. Die Stimmung ist einfach toll, ungezwungen, leicht. Auch ich habe spätestens jetzt das Gefühl, angekommen zu sein.

Dann die Begrüßung. Begleitet von ergreifender Musik gehen wir alle herum, um einander zu begrüßen. Das Mitmachen, was ich mir vorher so unangenehm vorgestellt habe, passiert fast automatisch. Es ist etwas ganz besonderes, all den Fremden gegenüber zu stehen und sich doch so willkommen, so herzlich aufgenommen zu fühlen.

Nun folgt die Lesung des Evangeliums. Thema ist die Taufe Jesu im Jordan. Auch dann wieder etwas vollkommen Neues. Die Gemeinde spricht in Gruppen über eigene Tauferfahrungen, einige melden sich vor allen zu Wort, um ihre so vielfältigen Erlebnisse und Gedanken zu teilen. Faszinierend. Anschließend das wechselseitige Gespräch des afrikanischen und des deutschen Pastors, die sich über ihre Gedanken zur Taufe austauschen.

Auch das Einsammeln der Kollekte wird zum Erlebnis. Während die Band und einige Sänger erneut tolle Musik spielen, bewegen sich die Besucher im Takt swingend nach vorne, um ihre Spenden zu bringen.

Zum Schluss dann der Höhepunkt. Wasser wird in das Taufbecken gegossen. Wer mag, kann sich von einem der Pastoren mit dem Wasser segnen lassen, um an die eigene Taufe zu erinnern. Was für eine tolle Idee!

Beendet werden die zwei ergreifenden Stunden mit einem weiteren mitreißenden Lied und dem Auszug des Chores und der Mitwirkenden.

Immer noch fasziniert von der Leidenschaft, der Lebendigkeit und dem tollen Miteinander von ganz verschiedenen Menschen, steht für mich fest: Ich werde wiederkommen. Ganz bestimmt.

Keine Langeweile

Internationaler Gospelgottesdienst – Borgfelde

anonym

Es ist ein gewöhnlicher Sonntag in Hamburg, an dem ich mich auf den Weg mache, mal einen anders gestalteten Gottesdienst kennenzulernen, doch so unterschiedlich können Gottesdienste doch gar nicht sein, oder? Angekommen an der Kirchengemeinde St. Georg – Borgfelde treffe ich auf Gemeindemitglieder, alle sehr festlich angezogen, die Frauen tragen afrikanische Gewänder, bereits dieser Anblick verrät mir, dieser Gottesdienst wird anders, als ich ihn erwartet habe. Ich werde herzlich und zuvorkommend aufgenommen, obwohl ich in dieser Gemeinde eigentlich jemand Fremdes bin, habe ich nicht das Gefühl fremd zu sein.

Der Gottesdienst beginnt, es ist ein Gospelchor zu erkennen, hier wird gesungen, alle Mitglieder springen auf und tanzen, hier wird der Glaube an Gott gefeiert und in kleinen Gesprächsgruppen tauschen sich alle sehr vertraut in ihren Erfahrungen aus.

Nach dem Ende dieses für mich so außergewöhnlichen Gottesdienstes bin ich erstaunt und total begeistert, bisher verband ich Gottesdienste eher mit viel Sitzen und Langeweile, doch diese Gemeinde hat mir gezeigt, wie lebensfroh und intim, ein Gottesdienst sein kann.

Atemberaubend Gospelmäßig

Ein afrikanischer Gottesdienst in Mümmelmannsberg von Mike Stein

Ich besuchte den Gottesdienst einer afrikanischen Gemeinde im Osten Hamburgs. Der Gottesdienst startete um 10.00 Uhr und erstreckte sich, zu meinem Erstaunen, über mehrere Stunden. Bis zum Schluss konnte ich leider nicht bleiben. Die Zeit jedoch, in der ich dort war, hat einen erstaunlichen Eindruck bei mir hinterlassen.

Der Gottesdienst wich in sehr vielen Punkten von der gewohnten deutschen "Gottesdienstnorm", wie wir sie kennen, ab. Im Besonderen die Art der Durchführung des Lobpreises, der Predigt und der Kollekte war eine für mich teilweise neue und ungewohnte. Bei allem war deutlich zu beachten, dass die Gottesdienstbesucher mit großer Freude am Gottesdienst teilnahmen.

Der Lobpreis war sehr gospelmäßig ausgelegt. Die Sänger sangen atemberaubend und voller Leidenschaft. Aber auch die Gottesdienstbesucher sangen kräftig und mit großer Begeisterung mit. Die Predigt war impulsiv und kraftvoll gestaltet. Oftmals ersuchte der Prediger ein Feedback von den Gottesdienstbesuchern durch einen zustimmenden "Response". Die Gottesdienstbesucher, so vernahm ich, gingen mit der Predigt voll mit und unterstützten die Worte des Predigers, wo sie nur konnten.

Etwas befremdlich, aber nicht weniger beeindruckend, war die Art, wie die Kollekte eingesammelt wurde. In einer Art Tanz, mit wedelnden Scheinen, bewegten sich die Gottesdienstbesucher nach vorne zum Opferkasten und warfen ihr Geld ein.

Wie gesagt diese Art Gottesdienst war anders, jedoch sehr beeindruckend und erfrischend.

« Jigidem und Eye adaba »

Besuch in der Erlöserkirche Borgfelde

Mathias Prignitz

Es ist Sonntagnachmittag und ich sitze in der Bahn Richtung Berliner Tor. Ich fahre zu einen internationalen Gospelgottesdienst und mache mir Gedanken, was mich dort erwartet. Sicherlich viel Gesang und gute Laune, wie aber ist der Gottesdienst strukturiert? Ist die Kirche voll mit afrikanisch stämmigen Menschen? Fragen, die ich sehr bald beantwortet bekam.

In der Kirche: Die Kirche ist nicht so voll, wie ich es erwartet habe, ich sehe einige bekannte Gesichter aus dem Seminar. Mit einem Lied wird der Gottesdienst eingeleitet und schon merkt man, wieviel Energie so ein Chor und die Menschen geben, die häufig zu diesem Gottesdienst kommen. Man spürt, mit wieviel Freude die Menschen dabei sind und diese Freude schwappt auch auf einen selbst über. Das erste Lied ist vorbei und alle, die zum ersten mal in der Kirche sind, werden Willkommen geheißen (auch explizit die Studenten des Seminars).

Nach der Begrüßung und einigen Worten eines Pastors (es waren einige anwesend, die jeweils einen Part übernahmen), sollen wir uns alle im Mittelgang treffen und uns gegenseitig die Hand geben. Diese Art des „Kennenlernens“ habe ich vorher noch nicht erlebt und geht wohl so auch nur in kleinen Gemeinden, da dies doch sehr zeitaufwendig erscheint. Dennoch war diese Art der Begrüßung für mich eine interessante Erfahrung. Es folgte eine Bibellesung (2. Petrus-Brief 1,16-18), die sowohl auf Deutsch als auch auf Englisch vorgelesen wurde. Wir sollten uns anschließend in Kleinegruppen darüber austauschen bzw. ins Gespräch kommen, ehe sich einige wenige öffneten und von ihren Gotteserfahrungen erzählten. Die Gespräche wurden sowohl in Deutsch als auch in Englisch geführt, allerdings gab es immer nur eine Zusammenfassung des Inhalts in der jeweils anderen Sprache. Es gibt keine 1zu1 Übersetzung, was das verfolgen einiger Dinge ein wenig erschwerte. Dann gab es wieder Gesang. Es waren jeweils Lieder (Jigidem und Eye adaba) die ich nicht kannte und so konnte ich einfach den tollen Stimmen lauschen und genießen. Zum Ende des Gottesdienstes gab es die sogenannten Individual Blessings oder Einzel-Segnungen. Jeder konnte nach vorne gehen und sich den Segen holen. Die Segnungen wurden von Musik und Gesang begleitet, so dass keine Stille aufkam. Diese Segnungen wurden von 2 Pastoren durchgeführt und funktionieren auch nur dann, wenn die Gemeinde, bzw. der Gottesdienst recht klein ist, denn sie sind

natürlich auch sehr zeitaufwendig. Nach fast zwei Stunden Gottesdienst, sprechen wir gemeinsam das Vaterunser (auf Deutsch) und erhalten den Segen.

Auf der Fahrt nach Hause, bin ich wieder in Gedanken über den Gottesdienst. Die vielen Dinge die anders waren, Dinge, die ich so noch nicht erlebt habe. Ich versuche für mich zu klären, was für mich persönlich das Beste ist. Mit diesen Gedanken und Fragen endet der sehr interessante Abend, als ich aus dem Bus steige und zu Hause ankomme.

Unsere erste Segnung durch zwei Priester

Besuch des internationalen Gospelgottesdienstes in der Erlöserkirche Borgfelde am 09.02.2013

von Elisabeth Eckardt und Anastasia Dullson

Da wir ein paar Minuten Verspätung hatten, hörten wir schon von außen den Gesang des „Hamburger Gospel Ambassadors“ und den Klang der Instrumente der Band „The Ministers“. Somit wurden wir recht feierlich in der Kirche empfangen und sofort zum Schunkeln und Mitsingen ermutigt. Alle sangen mit, ob jung, ob alt, keiner scheute sich, sich von der Masse und seinen Gefühlen mitreißen zu lassen.

Nach der ersten Lobpreisung stellten sich die Priester Werner Kahl und Peter Mansaray vor. Werner Kahl, ein deutscher Priester, der über längere Zeit in Afrika lebte sprach zu uns in Deutsch und Peter Mansaray, der gebürtig aus Ghana stammt, übersetzte alles für die Englisch sprachigen Kirchgänger. Gleich darauf sollten wir uns vorstellen. Dafür durften wir alle aufstehen, durch die Reihen gehen und jedem die Hand geben. Somit sollten erste Kontakte geknüpft und mögliche Ängste überwunden werden. Es war ein komisches Gefühl fremden Menschen die Hand zu reichen, und dennoch fühlten wir uns danach viel lockerer und es kam ein Gefühl der Geborgenheit und Zugehörigkeit auf.

Die anschließenden Bibellesungen übernahmen zwei junge Schüler, die sichtlich aufgereggt waren. Wichtig scheint es für uns zu erwähnen, dass 2. Petr 1, 16-18 die einzige Bibelstelle war, über die während des gesamten Gottesdienst gesprochen wurde. Wir erhielten nämlich die Aufgabe darüber nachzudenken, ob und wann wir schon einmal das Gefühl hatten, das Gott bei uns ist. Dazu sollten wir in kleinen Gruppen unsere „Geschichten“ erzählen. Später gaben dann zwei Frauen und ein Mann freiwillig ihr Erlebnis vor dem Mikrophon kund. Es waren unglaublich berührende und private Geschichten, über die berichtet wurde.

Auch die Priester tauschten ihre Gedanken laut aus. Herr Mansaray sprach davon, dass in seiner Heimat niemand die Gegenwart Gottes in Frage stellen würde und

dass wir Europäer immer stärker zum Nicht- Glauben neigen. Womit er in unseren Augen natürlich recht hat.

Neben den schönen Gesängen und wunderbaren spontanen Reden hat uns allerdings eins nicht mehr los gelassen.

Am Ende hatte wir die Möglichkeit uns von beiden Priestern segnen zu lassen. Wir sahen wie einige nach vorne gingen und sich segnen ließen. Sie erzählten den Priester einige Minuten lang...ja, was eigentlich? Wir wussten überhaupt nicht, wie eine solche Segnung abläuft. Durften wir Wünsche äußern? Sollten wir über Vergangenes und unsere Gefühlswelt berichten? Wir wussten es nicht. Das einzige was uns klar war, war, dass wir nicht ohne den Segen die Kirche verlassen wollten.

Nach etlichen Minuten erfassten wir dann den Mut und ließen uns segnen. Wir ließen im Grunde genommen nicht uns, sondern unsere Familie segnen. Wir beteten zu Gott für Gesundheit und Glück für unsere Familie, für schönere und friedlichere Zeiten und dass Gott immer mit ihnen sei.

Dieser Moment in dem wir laut diese Wünsche äußerten und beide Priester uns den Segen gaben, war unbeschreiblich. Danach fühlten wir uns frei, sicher und gingen mit einem sehr guten Gefühl nachhause.

Auf dass Gott unsere Wünsche erhört haben möge.

„It touched my heart“

Internationaler Gospelgottesdienst in der Erlöserkirche Borgfelde

von Sarah Falke

Es ist Sonntag, kurz vor 17 Uhr. Das Wochenende neigt sich dem Ende zu, ebenso wie dieser Tag. Gedankenverloren blickt sie, auf dem Sofa sitzend, durch die großen Fenster ihres Wohnzimmers nach draußen: Regen fällt, Bäume bewegen sich hektisch im Wind und die Sonne hat sich für diesen Tag bereits verabschiedet. Die Atmosphäre ist trüb und trist. Es ist nicht besonders einladend, sich jetzt noch auf den Weg zu machen. Ihr Blick fällt auf die Uhr – es ist Zeit, sie ist schließlich verabredet. Auf dem Weg zum Bahnhof kreisen ihre Gedanken bereits um das, was sie wohl erwarten wird. Wird sie die Gospelsongs auch mitsingen können? Wie wird sie wohl aufgenommen werden? Wird sie sich fremd fühlen?

Es ist Sonntag, kurz vor 18 Uhr. Menschen kommen in der Kirche an oder sind bereits da. Auf den Kirchenbänken sitzend, schaut sie sich gespannt um. Menschen begrüßen sich herzlich, Kinder laufen spielend durch die Kirche, Licht und Musik erfüllt den Raum. Es ist sehr einladend, hier zu sein. Ihr Blick fällt auf die Uhr – es ist Zeit, der Gottesdienst beginnt. Erwartungsvoll sitzt sie neben ihrer Freundin. Mit einem kräftigen 'Praise the Lord' und 'Hallelujah' beginnt dieser Gottesdienst. Die Musik des Chores und der Instrumente erfüllt den Raum. Das Lied ist recht simpel, aber sehr bewegend: Die Menschen stehen auf, singen, klatschen, bewegen sich im Rhythmus der Musik. Die Instrumente setzen aus, ohne, dass etwas von dem wunderbaren Klang des Gospelsongs verloren geht. Die Menschen die das erste Mal mitfeiern, werden mit Applaus begrüßt. Ein kleiner afrikanischer Junge rutscht während des Gottesdienstes immer näher an sie heran, sie mit großen Augen anblickend, lächelnd und sie gespannt beobachtend. Von Fremdheit keine Spur.

Sie ist berührt von der Atmosphäre, der Musik, den Menschen, den Antworten auf die Frage 'Wo bist du Gott in meinem Leben?', von der Frage selbst, die zum Nachdenken anregt.

Es ist Sonntag, kurz vor 21 Uhr. Gedankenverloren sitzt sie auf dem Sofa und blickt nach draußen. Den Regen, den Wind und die Dunkelheit nimmt sie jetzt nicht mehr so trüb und trist wahr. In ihrem Innern ist sie noch bei dem eben Erlebten. Und in ihrem Kopf schwebt der Satz des ghanaischen Priester: „It touched my heart.“

« Wenn nicht jetzt, wann dann? »

Besuch im Internationalen Gospel Gottesdienst in der „Erlöserkirche Borgfelde“

Von Mjüde Dogan

Der Besuch des Gottesdienstes in der Erlöserkirche in Borgfelde war eines der schönsten Erlebnisse in meinem Leben.

Zu Anfang, als wir ankamen, sang der Gospelchor. Der Gospelchor hieß Ambassadors & The Ministers. Der Gottesdienst richtete sich insbesondere auf die Frage „Wo bist du Gott in meinem Leben.“ Zum Anfang war der Gospel ein schöner Einstieg. Alle standen und sangen mit und klatschten zu dem Gesang. Ich und meine Kommilitonen machten gleich mit. Wir merkten schnell, dass die Menschen keine Scheu hatten mitzumachen, sondern sie sangen alle leidenschaftlich mit. Als das erste Lied zu Ende gesungen wurde, wurden wir alle von den Priestern Werner Kahl und Peter Mansaray in der Gemeinde begrüßt. Auf deutsch sowie auf englisch haben sie den Gottesdienst abwechselnd moderiert. Ich fand es sehr persönlich und nett, dass wir Studenten aus der Universität extra aufgezählt wurden. Da hat man sich gleich persönlich von der Gemeinde aufgenommen gefühlt.

Bevor wir den ersten Lobpreis hörten, forderten die Priester uns auf, aufzustehen und dass alle Anwesenden sich die Hand gaben und sich begrüßten. Das war ein sehr schönes Erlebnis, denn von da an lachten alle sich an und gaben sich die Hände. Man hatte kein Fremdheitsgefühl, sondern die Freude daran, alle Menschen in der Kirche kennenzulernen und wenn es auch nur für einen kurzen Moment so war, hatte man die Möglichkeit, und ich würde sogar sagen die Ehre. Man fühlte sich nicht mehr in einem Raum mit Menschen, die man nicht kennt, sondern man hatte sich gegenseitig begrüßt und so ein Gefühl der Integration und der Zusammengehörigkeit gestärkt. So empfand ich es und fühlte mich immer wohler. Eigentlich fühlte ich mich von Anfang an wohl, aber das gegenseitige Begrüßen machte die Atmosphäre noch angenehmer, als sie davor schon war.

Als nächstes fand die Bibellesung statt. Ich fand das darauf folgende Bibelgespräch sehr interessant, als einzelne Personen bzw. Freiwillige davon berichten konnten, wann sie in ihrem Leben ein besonderes Erlebnis mit Gott hatten. Wann sie ihn das erste Mal in ihrem Leben gespürt haben. Es haben sich drei Personen gemeldet und

ihre Geschichten waren sehr persönlich und sehr schön. Ich fand es sehr schön, dass sie diese privaten Erfahrungsberichte mit uns geteilt haben.

Nach dem das Bibelgespräch zu Ende war, wurde ein Lied gesungen und zwar hieß es „Jigidem“. Auch bei diesem Lied standen alle auf und sangen mit. Es herrschte sehr gute Laune und die Wahnsinns-Stimme des Gospelsängers mischten sich mit unseren. Ich fühlte mich wohl und genoss diesen gemeinsamen Gesang.

Nach dem gemeinsamen Gesang folgte die Predigt. Und darauf folgte wieder ein Lied namens „Eye adaba“. Dieses Lied wurde von einer Frau gesungen, die speziell angereist war. Leider ist mir ihr Name entfallen. Sie sang ein Lied auf indisch und es war sehr schön. Alle lauschten ihrer Stimme, die mit Gitarrenmusik begleitet wurde. Ich fand es sehr schön und sehr gefühlvoll gesungen.

Nach den Ankündigungen und den Kollekten, wurde uns angeboten, dass wir an der Einzel-Segnung teilnehmen können. Ich war erstaunt und kannte Einzel-Segnungen zuvor nicht in dieser Art. Erst war ich unentschlossen und unsicher, ob ich mich trauen sollte eine Einzel-Segnung zu machen. Ich wusste nicht, ob ich mich nach vorne trauen sollte. Aber ich fragte mich: „Wenn nicht jetzt, wann dann?“ Also ermutigte ich meine Kommilitonin dazu, nach vorne zu gehen und ich ging mit ihr. Ich war sehr aufgeregt und dann, als ich zwischen den Priestern stand, verflog die Unsicherheit auf einmal. Ich stellte mich zwischen sie und der eine Priester reichte mir die Hand und der andere faste mich an die Schulter und ich begann mein Gebet auszusprechen. Ich fing, an mein Gebet zu sprechen, sie hörten mir zu und nach jedem Satz sagten sie zuerst Amen und danach ich. Mir wurde gesagt, dass es sehr schöne Worte waren und dass ich sie schön formuliert hatte und sie alle an Gott richten sollte, damit er sie erhört. Es war für mich ein sehr emotionaler und schöner Moment, an den ich immer zurückblicken werde. Als ich fertig war, ging ich zurück an meinen Platz und hatte weiche Knie. Ich fühlte mich sehr gut und war sehr glücklich darüber, dass ich mich getraut hatte.

Am Ende beteten wir gemeinsam und sprachen das Vaterunser. Nach dem Segen des Priesters, sangen wir zum Schluss noch ein Lied zusammen. Ich werde diese Einzel-Segnung nie vergessen. Insgesamt hat mir der Gottesdienst sehr gut gefallen und ich bin dankbar, dass ich ein Teil dieses Gottesdienstes sein durfte.

Ein Fest

von Anna Schulze

Es wird gesungen, es wird getanzt, es wird gelacht.

Einmal pro Woche eine Reise in die Heimat, vergessen ist das manchmal so trist erscheinende Grau der neuen Umgebung.

Ohne Gott geht es nicht, das ist hier allen bewusst.

Ob gerade Laufen gelernt, gerade die ersten Jahre in der Schule oder frisch in der Pubertät, ob Jung, ob Alt, hier trägt jeder etwas dazu bei, den Sonntag zu etwas ganz Besonderem zu machen.

Und Jeder ist willkommen.

Verständnisschwierigkeiten gibt es hier höchstens auf der Ebene der Sprache, doch die Botschaft kommt an: Ein Gottesdienst wie ein rauschendes Fest. Ein Nachmittag, der den Höhepunkt der ganzen Woche darstellt, an dem sich alle versammeln, zusammen lachen, zusammen nachdenklich sind, zusammen beten und feiern.

Mit dem Betreten der Eingangstür taucht man in eine andere Welt ein. Von außen betrachtet ganz unscheinbar, sobald man eingetreten ist, bunt und voller Leben. Der ganze Saal ist voller Menschen, bunt gekleidet und bester Laune. Es wird getrommelt, es wird gesungen und sogar gerappt, auch eine kleine Tanzvorführung gibt es. Die Menschen sind ausgelassen und fröhlich und wir werden herzlich begrüßt. Alle haben sich sehr schick gemacht. Hier werden die Sinne überflutet mit neuen Eindrücken. Die wunderschöne Kleidung, der farbenfrohe Schmuck, die Düfte, die Gesänge, die mitreißende Stimmung.

Am Ende des Nachmittags sind alle erschöpft, aber glücklich, man nimmt ein positives Gefühl mit nach Hause, das man sich bewahren möchte. Eine Erfahrung, die ich nicht missen möchte.

Church

Besuch in der Church Christ Impact Ministries - Rothenburgsort

von Albina Klimova

Es ist sehr spannend an einem Sonntag in einer Gemeinde anderer Herkunft und Sprache teilnehmen zu dürfen. Vor der Church Christ Impact Ministries die sich in Hamburg Rothenburgsort einem Industriegebiet befindet tobte das Leben. Die kleinen schwarzen Kinder afrikanischer Abstammung kreischend laufen rum, traditionell gekleidete Männer und Frauen unterhalten sich in eigener Sprache. Vor dem Gottesdienst wird stark und laut gebetet. Das Gebet bei einigen Menschen aus der Gemeinde verläuft sehr emotional, einige Menschen laufen hin und her die anderen dagegen stehen auf den Knien. Mit der lebendigen Musik hat sich die Atmosphäre in der Church verändert. Bei betrachten der Menschen stelle ich fest, dass ich die einzige Weiße in dem Raum bin, ein merkwürdiges Gefühl anders zu sein, aber trolldem fülle ich mich wohl. Der Gottesdienst wird in der englischen Sprache gehalten. Der Pastor versucht seine Offenbarungen und Eindrücke sehr emotional durch Worte und Gestik den Menschen nahezulegen. Neben dem Pastor stehen zwei Dolmetscher mit Mikrofon und übersetzen die gesagten Worte in deutsche und französische Sprache. Es war sehr interessant das gesagte in zwei weiteren Sprachen sich anzuhören. Die Predigt war wunderschön, der Pastor hat sehr tief sinnige und berührende Worte gesagt was mich zum nachdenken gebracht hat. Nach dem Gottesdienst wird Kaffee und Tee angeboten und es gibt ganz viel leckere Sachen wie z.B. die gebackene Banane zum probieren. Alle Menschen waren sehr nett und aufmerksam mir gegenüber. Ich fand es sehr interessant und wundervoll einen Sonntag in einer anderen Gemeinde zu verbringen und die afrikanische Kultur näher kennen zu lernen.

Fast wie auf 'nem Konzert

Besuch im Gottesdienst der Elim Gemeinde Hamburg

von Tim Völzke und Jo-Daniel Krohn

„Die Christengemeinde Elim möchte eine Gemeinde sein, in der Menschen Gott persönlich erfahren. Wir wollen die Gute Nachricht von Jesus Christus den Menschen unserer Stadt auf zeitgemäße Weise nahe bringen.“

Tim und ich besuchten am 30.03.2014 die Christengemeinde Elim in der Bostelreihe in Mundsburg. Auf diese Gemeinde war ich über Faith, eine Freundin von mir, aufmerksam geworden, die dort regelmäßig den Gottesdienst besucht. Daraufhin machten Tim und ich uns auf, diese, ihre Gemeinde näher kennenzulernen. Schon am Eingang wurden wir von einem der acht Pastoren persönlich begrüßt und willkommen geheißen. Dort wurde uns auch gleich ein Info-Flyer mit dem Ablauf überreicht.

Hinter all den in der Eingangshalle befindlichen Info-Ständen, die u.a. auf anstehende Gemeinde-Reisen aufmerksam machen wollten, schallte uns bereits laute Musik entgegen und klaute unsere, von den Info-Ständen abverlangte Aufmerksamkeit.

Doch waren die musikalischen Klänge für mich durchaus überraschender Natur, zumindest wenn man den Ort, an dem sie einem entgegen wummerten, in Betracht zieht.

Rockig waren sie, unterlegt mit einem ordentlichen Bass und nicht gerade zimperlich gespielterm Schlagzeug. Hinzu gesellte sich der Gesang: gleich drei Sänger und nicht zuletzt der Gesang der Gemeinde. Dieses, meinen Hörgewohnheiten komplett zuwiderlaufende Spektakel entlockte mir sogleich meinen ersten Kommentar über diesen Gottesdienst:

„Fast wie auf 'nem Konzert“.

Unter diesem Eindruck und vorbei an den mittlerweile stehenden und fast schon euphorisch klatschenden Gemeindemitgliedern wurden uns dann zuvorkommend freie Plätze aufgezeigt. Diese befanden sich im hinteren, erhöhten Teil des Raumes, was mir ganz recht war. So hatte ich zum einen einen ausgezeichneten Überblick

über Raum und Gemeinde und zum anderen durfte ich meine vornehme Zurückhaltung erst mal beibehalten.

An unseren Plätzen angekommen und ausgestattet mit einem Rund-Um-Sorglos-Paket für Erstbesucher, fiel mir das Motto der Gemeinde, in großen Lettern an der Wand stehend, auf: „Gott begegnen - Menschen dienen“. Mein Blick wanderte weiter durch den Raum und stolperte alsbald auch schon über die aufwendige Controlling-Station, die für die Beleuchtung und den Sound zuständig ist und einen Großteil des von mir auf Konzerten gesichteten Equipments wie einen Kindergeburtstag aussehen lässt. Meinen zweiten Kommentar über den Gottesdienst dachte ich mir an dieser Stelle nur, anstatt ihn auszusprechen:

„Die machen ja ganz schön ernst.“

Nach der etwa zehn minütigen musikalischen Beschallung, unter Einsatz einer nicht zu verachtenden Light-Show, trat Pastor Kofi Gyasi-Twum auf die Bühne und begrüßte die internationale Gemeinde. Und in der Tat, international war sie. Rein äußerlich konnte man Menschen aus so gut wie aller Herren Länder entdecken. Außerdem war der Dresscode eher sportlich-elegant, als vorschriftmäßig-streng. Hier fühlte ich mich wohl.

Der Pastor sprach über den Ablauf und allgemein über die Dinge, die die Gemeinde zuletzt am meisten bewegten. Dies tat er auf eine durchaus mitreißende Art, was die Gemeindemitglieder mit spontan eingestreuten Amen-Rufen honorierten. Es sollten nicht die letzten gewesen sein.

Nachdem die Bühne bereit war, trat der für den Gottesdienst hauptverantwortliche Pastor Matthias C. Wolff auf den Plan und die Bühne und stellte das bevorstehende Thema der Predigt vor:

„Was koste ich... und was bin ich wert?“

Der Preis für Dein Leben

Markus 10:45

Ein Bild eines vermutlich teuren Parfum-Flacons erschien auf der Leinwand hinter dem Pastor. Zumindest teuer verkauft. Wahrscheinlich günstig hergestellt.

Möglicherweise eine schöne Metapher eines eventuellen Erfolgsrezepts innerhalb unserer Leistungsgesellschaft. Möglicherweise.

Was koste ich und was bin ich wert?

In Zeiten, in denen sich Fußball längst zur Ersatzreligion innerhalb unserer Gesellschaft aufgeschwungen hat und in denen tagtäglich horrendere Ablösesummen,

von Vereinen für Fußballspieler bezahlt, durch die Gazetten geistern – in Zeiten wie diesen denkt man, denke ich spontan an einen Geldbetrag. Was koste ich? Was kostet Cristiano Ronaldo? Die überraschende Antwort: Im Fußball etwa einhundert Millionen Euro mehr als ich. In der Religion exakt das Gleiche. Er, ich, wir alle, kosten, kosteten so viel wie das Leben eines anderen. Eines einzigen. Jesus. Dem Sohn Gottes. Gestorben für unsere Sünden.

Womit wir bei der nächsten Frage wären: Was bin ich wert?

Ich/Du bin/bist Gott das Leben seines Sohnes wert. So die Antwort des Pastors.

Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und sein Leben gebe als Lösegeld für viele. (Markus 10:45)

Es folgten aufmunternde Worte, die deutlich machen sollten, dass auch wenn man sich in einer vermeintlich misslichen Lage befindet, man sich vor Augen führen kann, welch' hohen Preis Gott bereit war, für einen zu zahlen. Schöpfe Glaube, schöpfe Hoffnung, schöpfe Zuversicht, aus einem, diesem Satz innewohnenden, Ur-Vertrauen.

Ich bin etwas wert und zwar eine ganze Menge. Amen.

Im Anschluss an die Predigt überließ Pastor Wolff wieder der Band (die, wie Faith mir erzählte, eine von zehn Bands ist), die die letzten Worte des Pastors bereits subtil musikalisch untermalten, wieder komplett die Bühne. Es folgten noch zwei weitere, dieses Mal nicht ganz so rockig vorgetragene Lieder.

Pastor Gyasi-Twum richtete einige abschließende Worte an die Gemeinde und übergab erneut an die Band, die ähnlich wie die Band auf der Titanic, spielte während die meisten den Raum verließen.

Wieder im Foyer angekommen stellte mir Faith ihren kleinen Bruder vor, der gerade vom Fußballspielen mit der Gemeinde kam. Ich fragte ihn, wie das Spiel ausgegangen sei.

Er antwortete unentschieden. Ich nickte. Amen.

« Bienvenido a casa »

Besuch der Iglesia Hispana de Hamburgo (City Church Hamburg)

von Damaris Stäger

„¡Esta es tu casa!“ singt die Band der lateinamerikanischen Gemeinde und eröffnet damit den Gottesdienst. Frauen und Männer, Kinder, Jugendliche, Ehepaare, Senioren, Menschen aus Chile, Kolumbien, Ecuador treffen sich, um gemeinsam Gottesdienst zu feiern. Der junge Pastor aus Chile begrüßt die Gemeinde mit „Bienvenido a casa“. Auf der Leinwand sieht man den Slogan „Bienvenido a casa - Este es tu iglesia“. Was heißt dieses „casa“ frage ich mich. Es kommt mir bekannt vor. Heißt es nicht „Haus“? Jetzt hilft die Übersetzungs-App: „Haus“ ist richtig, aber „Zuhause“ scheint gemeint zu sein. Dieses „casa“ steht hier deutlich im Mittelpunkt.

Doch was bedeutet Zuhause für diese Menschen? Mit Familie und Freunden zusammen sein, sich angenommen und geliebt wissen, mit Menschen zusammen sein, die die gleiche Sprache sprechen, die aus demselben Land kommen, die mich verstehen? Es ist mehr als das, denn auch ich fühle mich irgendwie Zuhause. Ich verstehe zwar die Sprache nicht, kenne niemanden, weiß nicht, was mich erwartet. Aber ich weiß, dass wir einen gemeinsamen Gott haben, um den es geht. Zuhause ist bei Gott. Bei ihm wird man angenommen, so wie man ist, egal aus welchem Land man kommt, welche Sprache man spricht, wie erfolgreich man ist, wie moralisch gut man sich verhält. Darum geht es auch in der Predigt über Matthäus den Zöllner. Jesus wendet sich den Menschen zu, die von der Gesellschaft verachtet werden, den Außenseitern und nimmt sie in seiner Familie auf!

Luther auf Russisch

Gottesdienst in der Franz von Assisi Kirche zu Neu Allermöhe Ost

von Luba Billet

Es ist so still im Stadtteil Neu-Allermöhe Ost an diesem verregneten Nachmittag. Diejenigen, die in der Woche hart arbeiten, versuchen an so einem Sonntagnachmittag alles an Schlaf zu gewinnen, was man in der Woche sich nicht leisten kann.

Plötzlich, höre ich schon von Weitem den russischsprachigen Gesang, einen Chor und dann noch ein Orchester dazu. Nanu? Ich gehe in die Kirche hinein und bleibe einen Moment staunend stehen: der Kirchenraum ist voll von feierlich gekleideten Menschen, so als ob es Ostern wäre.

Frauen und Männer sitzen getrennt. Frauen sind ungeschminkt und tragen bunte Kopftücher, die man nur von den Russlandreisen kennt und Röcke. Die Herren tragen Anzüge – keine Jeans, keine T-Shirts.

Ich werde freundlich aufgenommen und man stellt mich einem Herren Namens Bruder Pawel vor. Bruder Pawel fragt mich, ob ich nur zum Gottesdienst möchte oder ein besonderes Vorhaben habe. So erzähle ich ihm von unserem Seminar und dem Auftrag, einen Bericht über einen Gottesdienst einer Migrantengemeinde zu schreiben.

„Und dann steht es über ‚die Sekte in Allermöhe‘ in der Zeitung geschrieben?“: fragte mich Bruder Pawel skeptisch. Ich versichere ihm, dass es nur einen Bericht über den Gottesdienst in der Evangelischen deutsch-russischen Gemeinde Franz von Assisi zu Neu Allermöhe für mein Seminar geben wird. Da drückt er mir beruhigt sein Gesangsbuch in die Hand und bietet mir einen Platz oben auf der Empore an.

Der Gottesdienst dauert zwei Stunden. Die zahlreichen Kinder werden extra von einer Erzieherin in einem großen Raum nebenan betreut und dürfen sich ganz frei zwischen den Eltern und der Betreuung bewegen. Für mich als Mutter ist es sehr schön zu sehen, wie entspannt es sein kann auch mit den Kindern so einen langen Gottesdienst besuchen zu können.

Der Gottesdienst der Evangelisch-Lutherischen Deutschen aus Russland ist eine ausgewogene Mischung nicht nur aus den evangelischen und orthodoxen Elementen der Liturgie, sondern auch aus der russischen und der deutschen Sprache, z.B. in Russisch werden fast alle Lieder gesungen und in Deutsch werden alle Ansprachen und die Predigt gehalten.

Einerseits kommen die Geschlechtertrennung, Kopftücher und das „Hosenverbot“ für Frauen, die Strenggläubigkeit, das Fasten und die Länge des Gottesdienstes aus der russisch-orthodoxen Kirche, andererseits greifen die Brüder in ihren Ansprachen und in der Predigt immer wieder auf die Theologie von Martin Luther zurück und nehmen sie als eine Grundlage und Verbindung sowohl zu der Bibel, als auch zu unserem alltäglichen Leben.

Der Gottesdienst wird nicht von einem Pastor geleitet, sondern von mehreren Brüdern der Gemeinde. Sie übernehmen gleichsam alle Funktionen im Gottesdienst: sie halten Ansprachen, Predigten, leiten den Chor/das Orchester an und singen auch Solo oder im Ensemble. Nach dem Gottesdienst habe ich erfahren, dass die Brüder auch entsprechend vielseitig ausgebildet werden.

Im Anschluss an den Gottesdienst hat die Gemeinde die Möglichkeit sich bei einer Tasse Tee auszutauschen, außer jetzt, kurz vor Ostern, denn in der Gemeinde wird jetzt kräftig gefastet.

Die Sprachenverwirrung

Besuch der taiwanesischen Gemeinde in Wandsbek

von Julia Adolphi

Als ich den Gemeinderaum der taiwanesischen Gemeinde in Wandsbek (Hamburg) betrete, dringen von allen Seiten Wortfetzen an mein Ohr, die mir nicht nur sehr chinesisch vorkommen, sie sind es auch. Ich werde ganz unvermittelt an die Geschichte aus dem ersten Buch Mose erinnert, wo Gott die Sprachen der Menschheit verwirrt, weil sie versuchen mittels eines großen Turms an die Größe Gottes heranzureichen. Wenn ich sonst an einem Sonntagmorgen den Gottesdienst besuche, stellt für mich die Sprache ein eher untergeordnetes Problem dar. Doch hier ist das anders. Ich bin wirklich erleichtert als nach kurzer Zeit einige Jugendliche auf mich zutreten und mich auf Deutsch ganz herzlich in ihrer Mitte willkommen heißen. Während ich mir einen Platz suche, mache ich mir Gedanken darüber, ob eine Begrüßung in meiner eigenen Gemeinde ebenso herzlich ausfallen würde oder ob, gerade weil wir alle dieselbe Sprache sprechen oder ähnlich aussehen, ein leichtes Finden in bestehende Strukturen vorausgesetzt wird. Der Gottesdienst findet durchgehend auf chinesisch statt, nur die Lieder, die während des Gottesdienstes gesungen werden, finden sich auf Englisch oder Deutsch übersetzt auf einer Leinwand wieder. Der Großteil der gesungenen Lieder ist mir auf Englisch oder auch Deutsch bekannt und so mache ich einfach mit, auch wenn ich als Einzige in einer anderen Sprache singe. Während der Predigt, die mir in Teilen von einer Sitznachbarn übersetzte wird, schweifen meine Gedanken wieder zurück zu der Sprachverwirrung. Damals war eine große Gruppe von Menschen mit dem Ziel zusammengekommen, Gott nahe zu sein. Wenn man den überheblichen Gedanken sich über Gott stellen zu wollen einmal beiseite stellt, so unterscheiden wir uns als weltweite Gemeinde Gottes, mit den vielen verschiedenen Kulturen und Sprachen doch gar nicht so sehr von den Menschen damals. Wir alle sind geeint in dem Bemühen durch intensive Gebete, den Austausch mit anderen Gläubigen oder ausgedehnten Lobpreis, irgendwie eine Brücke oder, um in dem Bild zu bleiben, einen Turm zu diesem Gott zu bauen, der uns manchmal so nah, aber oft auch so unglaublich weit weg erscheint. Wie die Menschen damals habe ich nach meiner sprachlichen Verwirrtheit nur zwei Möglichkeiten, weiter nach Gemeinsamkeiten zu suchen oder einfach zu gehen. Ich bin geblieben und habe letzten Endes im Laufe dieses dreistündigen Gottesdienstes unsere Gemeinsamkeiten sehen, hören und

fühlen gelernt. Eine ganz andere Form von Miteinander und Gemeinschaft, die mich in meiner Meinung bestärkt, dass Verschiedenheit nur im ersten Moment ein wirkliches Hindernis darstellt, um dann zu einer echten Chance zu werden.

Eine Predigt der klaren Worte

Besuch der „Internationalen Baptistengemeinde“

von Elga Baumann

An einem Sonntag im Oktober besuchte ich den Gottesdienst einer Baptistengemeinde, die ein Zusammenschluss aus einer koreanischen und deutschen Gemeinde ist. Zu dieser Zusammenlegung kam es, da die deutsche Baptistengemeinde einen sehr hohen Altersdurchschnitt hatte und große Nachwuchssorgen. Die koreanische Gemeinde besteht aus einem Pastor, der als Missionar nach Deutschland kam, und einigen jugendlichen Südkoreanern.

Den Gottesdienst besuchten etwa 40 Personen. Mein Mann und ich wurden sehr herzlich von fast allen Gottesdienstbesuchern begrüßt und gleich gefragt ob wir auf der Suche nach einer Gemeinde wären. Große Unterschiede in der Raumgestaltung zu einer deutschen Gemeinde gab es, bis auf einen Banner in typisch bunter asiatischer Gestaltung, nicht.

Der Gottesdienst glich vom Aufbau einem deutschen Ablauf. Auffallend war, dass nach der Begrüßung einige Lieder gesungen werden sollten, und die Band gerade in diesem Moment ankam und nach einem raschen Ablegen der Kleidung die Instrumente nahm und zu spielen begann. (Der Grund für die Verspätung, war ein 30min Verspätung des HVV, wie uns später erzählt wurde.) Gebetet wurde in deutsch und koreanisch. Zwischen den Liedern und dem Gebet gab es Bekanntmachungen, dabei wurden auch Fotos von einem Kongress koreanischer Jugendlicher in Hamburg gezeigt. Auf den Fotos wurden auch starke Emotionen gezeigt, sich so wohl freuende als auch zu Tränen ergriffene Menschen. Mir fiel dies sehr auf, da man eigentlich in Deutschland eher zurückhaltend ist, was das Zeigen von Gefühlen betrifft. Besonders interessant war auch die Predigt. Der koreanische Pastor predigte auf deutsch, was jedoch auch nicht ganz leicht zu verstehen war, wenn man auch bedenkt, dass viel älter Menschen mit Hörgeräten anwesend waren. Aber es schien dennoch gut mit der Verständigung zu funktionieren. Zur Unterstützung wurde der Predigttext aber auch auf deutsch und koreanisch angezeigt.

Die Predigt ging spezifisch auf die Gemeindeproblematik ein, da viele Mitglieder ausgeschieden waren und es zuvor wohl auch Streitigkeiten gab. So wurde versucht das Problem in der Predigt auszuarbeiten. Man gewann dadurch einen sehr privaten Einblick in die Gemeinde. Der Pastor stellte der Gemeinde auch immer wieder

Fragen und es entstand in interaktives Gespräch, allerdings gab es sprachbedingt, ab und zu Verständigungsprobleme. In der Predigt wurde von dem Pastor gelegentlich ein Ton angeschlagen, den ich ziemlich erstaunlich fand. So wurden den älteren Leuten gesagt, dass sie nicht stolz sein brauchen bzw. können auf das was sie geleistet haben oder ihren Glauben, denn dies ist nur Hochmut und sie könnten so nichts erreichen. Immer wieder wurde dann von dem Pastor gefragt, ob die Gemeinde bereit ist neu zu beginnen und die angesprochenen Probleme in ihrem Leben zu ändern.

Sicherlich hatte der Pastor meist Recht, jedoch kann ich mir nicht vorstellen, dass sich in einer anderen Gemeinde die Besucher dies hätten gefallen lassen, viele wären, wenn ich an meine eigene Gemeinde denke, proteststark aufgestanden. Da dies nicht der Fall war, sieht man wie wichtig es der Gemeinde war an ihren Problemen zu arbeiten und Veränderung Platz zu geben, dies fand ich sehr bemerkenswert.

Im Anschluss wurden wir zu Tee und Keksen eingeladen und uns von einem jungen Südkoreaner die Eigenheiten der Gemeinde erklärt. Er hat für Verständnis geworben, dass die deutschen Mitglieder der Gemeinde sehr schnell nach dem Gottesdienst nach Hause müssten, da für sie die Uhrzeit des Mittagessens und der Medikamenteneinnahme wichtig sei.

Gastfreundschaft

Besuch der S.E.L.K. am 24.11.2013 in Sottrum

(in dieser Gemeinde haben viele der Mitglieder einen Migrationshintergrund - überwiegend aus Russland stammend)

anonym

Ein trister Novembermorgen in der Kleinstadt Sottrum lässt auf den ersten Blick nicht viel mehr als den kalten, grauen Nebel in der Luft erkennen. Man sieht nur wenige Menschen auf den Straßen, meist auf dem Weg zum Bäcker, um dann schnell wieder Wärme in ihren Häusern zu eilen.

Den Weg durch den kalten Nebel bahnend begeben sich in einen Ortsteil, der mir trotz der Vertrautheit des kleinen Ortes fremd erscheint. Eine Gegend, in die es einen angesichts der dort errichteten Industrieanlagen nicht allzu oft verschlägt.

Das Straßenbild ändert sich, je näher ich meinem Ziel komme. Ich sehe immer weniger Menschen, die sich scheinbar nur beeilen, wieder nach Hause zu kommen und nehme stattdessen mehr und mehr fröhlich wirkende Familien, oft mit lachenden Kindern, wahr. Angesichts des Wetters wirkt dieses Bild auf mich ungewohnt und angenehm erwärmend zugleich.

Mein Weg endet an einer kleinen Kirche. Die Vertrautheit der ankommenden Familien lässt mich den kalten Novembermorgen schnell vergessen: Herzliche Begrüßungen, Umarmungen und viele spielende Kinder wirken auf mich wie eine Welt voll Freundschaft, fern ab von Hektik, Konsum und der Kälte des Alltags. Ich bin allein gekommen und außer meiner Nachbarin kenne ich hier niemanden - doch das scheint kein Hindernis zu sein, nicht auch ebenso herzlich begrüßt zu werden. Die Toleranz und Herzlichkeit, die ich als „fremde Person“ in dieser Gemeinschaft erfahre, überwältigt mich: Nicht nur die Begrüßung, auch die völlige Unvoreingenommenheit, die ich unter den Menschen spüre. Hier scheint das Tragen einer Kopfbedeckung bei Frauen keine Rolle zu spielen: ob vorhanden oder, wie bei einigen Gemeindemitgliedern auch nicht, erkenne ich keinen Unterschied im Umgang miteinander. Eigentlich eine Selbstverständlichkeit, die in unserem Alltag doch so oft verloren zu sein scheint.

Mit Beginn des Gottesdienstes wird es still. Mir aus meiner Kirche bekannte Elemente verschmelzen mit für mich Neuem: Es wird viel gesungen und im Wechsel Pastor - Gemeinde gebetet. Die Gottesdienstabläufe sind den Gemeindemitgliedern

offensichtlich bekannt, sodass sie im Gottesdienst nicht vorher angesagt werden müssen. Eine auf mich wirkende Vertrautheit und Selbstverständlichkeit, wie ich sie in meiner Kirche manchmal vermisse. Das - wie ich später erfahre - an jedem Gottesdienst stattfindende Abendmahl lässt mich besonders die gelebte Nähe zu Gott spüren.

Im Gottesdienst der Gemeinde ist ein Kindergottesdienst integriert. Im späteren Gespräch erfahre ich, dass es für die Kinder etwas ganz besonderes ist, auch untereinander vom Glauben zu sprechen und sich in diesem aufgefangen zu fühlen. Die Kinderunfreundlichkeit in Deutschland scheint diesem Ort fern geblieben zu sein.

Nach Ende des Gottesdienstes bin ich wie selbstverständlich zum Gespräch unter den Gemeindemitgliedern eingeladen. Bei selbst gebackenen Keksen und Getränken setzt sich die vertraute, offene und familiäre Atmosphäre fort. Einige der Familien in dieser Gemeinde haben russische Wurzeln. Doch von Ausgrenzung, Integrationsproblemen und Vorurteilen spüre ich als eigentlich „Fremde“ in dieser Welt nichts - weder bei mir noch bei den Gemeindemitgliedern untereinander.

Und so macht mir auch der zähe, noch immer sehr kalte Nebel nichts aus, als ich mich am Nachmittag auf dem Weg nach Hause befinde. Der Gedanke an den erlebten Gottesdienst und die in der Gemeinde gelebte Gastfreundschaft erwärmt mich in dieser oft viel zu kalten, egoistischen Welt.

Ein Hauch von Ökumene

Besuch eines Gottesdienstes in der church of pentecost(COP) in Hamburg-Harburg

von Juval Karanikas und Felix Wensien

Wir besuchten letzten Sonntag einen Gottesdienst in der Church of Pentecost in Harburg. Der Gottesdienst wurde auf Englisch gehalten, und wir wurden zu Beginn vom Pastor vorgestellt. Es herrschte eine fröhliche Atmosphäre und wir fühlten uns wohl. Die meisten Mitglieder dieser Gemeinde haben ghanaische Wurzeln. Im Gottesdienst wurde sehr viel gesungen, jedes Gemeindemitglied singt mit. Dem Lobpreis Gottes im Gesang kommt allgemein in den Pfingstkirchen sehr große Bedeutung zu, so auch hier. Es wurde also viel gesungen, viel gebetet und auch eine kleine Predigt gab es. Am Ende gab es noch ein Abendmahl.

Getauft werden kann man erst, wenn man das 15. Lebensjahr erreicht hat und so selbst die Entscheidung dafür treffen möchte. Die Gemeinde legt die Bibel sehr wörtlich aus. Als Protestanten teilten wir nicht alle Auffassungen wie z. B: „Wir glauben, dass Gottes Kinder von ihren Krankheiten und Gebrechen geheilt werden können, indem sie Buße tun“. Wir hatten im Anschluss noch schöne Gespräche mit anderen Gemeindemitglieder zu verschiedenen Themen wie Opferabgaben oder auch zur Taufe. Ein Hauch von Ökumene also in Harburg.

Migrationsgeschichten



http://www.ekir.de/www/img/ekir2007-12-10menschenrechten_7411g.jpg (abgerufen am 31. März 2014)

2 ½ Migrationen

von Sarah Falke

Die befragte Person ist weiblich, 22 Jahre alt und zur Zeit Master-Studentin in England. Ihre Migrationsgeschichte führt durch drei verschiedene Länder und hat ihre Persönlichkeit auf unterschiedliche Weise geprägt. Da ich in einem freundschaftlichen Verhältnis zu ihr stehe, wird sie im Interview mit „Du“ angesprochen.

Liebe M., ich bin sehr gespannt, was Du mir über Deine Migration bzw. Deine Migrationen erzählen kannst. In unserem Vorgespräch hattest Du gesagt, dass du zweieinhalb mal migriert bist – wie kommt es zu dieser interessanten Bezeichnung zweieinhalb?

Dafür muss ich zuerst einmal die Vorgeschichte vor meinen Migrationen erzählen, und zwar ist das die meiner Eltern: Beide sind in Polen aufgewachsen und von dort nach Deutschland migriert. Sie kamen hierher mit dem Ziel Geld zu verdienen und irgendwann wieder nach Polen zurückzufahren – sie haben nämlich während sie in Deutschland waren ein Haus in Polen gebaut.

Nachdem meine Eltern fünf Jahre hier gewohnt hatten, kam ich auf die Welt. Sie waren zu dem Zeitpunkt schon fest etabliert, hatten Sprachkurse besucht, Jobs, eine Wohnung... Dann kam meine Schwester auf die Welt und als sie 1 Jahr alt und ich 6 Jahre alt war, bin ich zum ersten Mal migriert: Nach Polen in unser Haus – so, wie der Plan war.

In Polen haben wir dann in einem kleinen Dorf gewohnt und ich bin da zur Vorschule und Grundschule gegangen. Mein Vater hat einen Lebensmittelladen aufgemacht - das lief zuerst ganz gut, aber dann doch nicht mehr. Irgendwann merkte er dann, dass das so nicht mehr geht, also dass wir nicht über die Runden kommen. Er ist dann nach einem Jahr wieder allein nach Deutschland gezogen, hat dort gewohnt und verdient und wir haben ihn dann immer in den Ferien besucht und er kam so einmal im Monat zu uns nach Polen. Als ich 10 Jahre alt war, sind wir in den Sommerferien zwischen der 3. und 4. Klasse wieder nach Deutschland zu meinem Vater gefahren und da kam der Gedanke, dass man die Familie doch wieder zusammenführen sollte...

Hier lebten wir dann zuerst in einer ganz kleinen Wohnung, bevor wir unser Haus hatten – praktisch nur in einem Zimmer. Ich kam hier in Hamburg in die 4. Klasse -

und das war dann richtig schwer. Ich kam den ersten Tag da an und da haben wir gleich eine Mathearbeit geschrieben. [lacht]

Das war ziemlich schwer die Zeit, also, sich da wieder zu etablieren. Ich habe zum Beispiel meine Familie in Polen vermisst und dort war alles irgendwie ganz anders auf dem Dorf, also alles ist nah dran, man hat alle Leute um sich herum...

Aber dann habt ihr euch hier ganz gut eingelebt?

Wieder! Ja.

Also das war nach Polen und wieder zurück, also zwei volle Migrationen.

Und dann, nachdem ich mein Abitur in Hamburg gemacht habe, bin ich sozusagen ein halbes Mal migriert - nach England, wo ich studiere. Jetzt bin ich immer ein halbes Jahr dort und ein halbes Jahr hier in Deutschland.

Aber du würdest das schon als Migration bezeichnen?

Ja, schon. Also man hat da ja eine Adresse, Job und auch Freunde - also man kann schon sagen „ein zweites Leben“. [kurze Pause] Was auch manchmal echt nervig ist... Also ganz am Anfang habe ich zum Beispiel immer so Heimweh und denke dann „was habe ich mir da jetzt angetan, kann ich nicht einfach da bleiben wo es mir gutgeht?“ Aber das geht nach ein / zwei Wochen...

Was hilft dir denn da besonders, wenn du Heimweh hast?

Skypen - ich bin so dankbar, dass Skype erfunden wurde. Das auf jeden Fall. Aber auch nicht zu viel an die 'drüben' denken, sondern in der Situation, in der man jetzt ist, leben. Ich bin dann voll und ganz in England, versuche mich dort mit Leuten zu treffen, verschiedene Sachen zu machen - und das Studium lenkt auch ab. Und wenn ich hier bin, versuche ich dann an hier zu denken.

Aber oft ist es dann auch so, dass man, egal wo man ist, woanders sein will.

Gibt es etwas, das besonders eigenartig im fremden Land für Dich war?

Hmm, also in England ist das Essen irgendwie komisch - also sie haben z.B. keinen richtigen Quark in allen Läden. Und dass sie auf der falschen Seite fahren...

Aber Deutschland und Polen waren ja beide nie fremd. Ich kannte die beiden von Anfang an, entweder, weil ich von Anfang an da gewohnt habe oder in den Ferien da war...

Und hast du schon was aus der englischen Kultur für dich übernommen oder für dich entdeckt?

Ich mag die Queen sehr - ich bin ein großer Fan. [lacht] Ich habe sie auch mal gesehen, als sie ein Universitätsgebäude eingeweiht hat. Das war echt ein Erlebnis, wenn man mit vielen anderen da drei Stunden wartet und sie dann mit dem Helikopter angeflogen kam. Da fühlt man sich schon richtig zugehörig. Und ich fieberte natürlich auch mit, als der kleine Prinz George geboren wurde. Soetwas eben...

Ich würde gerne wissen, welche Rolle die Religion bzw. der Glaube bei Deinen Migrationen gespielt hat?

Hmm, ich kann das nicht so sagen, so ganz direkt ist das nicht mit meinem Glauben gekoppelt... In den Messen war das eher ein interessantes Projekt mir zu überlegen „die sagen Lamm Gottes und auf polnisch heißt das dann soundso...“. Also ich habe eher linguistisch verglichen. [lacht] In England habe ich dann die tolle anglikanische Kirche kennengelernt - da haben wir auch eine Kapelle in der Uni, wo es jeden Sonntag Nachmittag eine gesungene Messe gibt. Da bin ich auch im Chor. Da sind aber auch nicht alle gläubig, da zählt eher der musikalische Aspekt. Aber das finde ich auch gut so. Aber ich habe beschlossen, dass ich vielleicht irgendwann mal Anglikanerin werde [lacht]. Die katholische Kirche ist mir nämlich besonders in Polen bisschen zu streng. Momentan ist das eher so, dass ich mir meinen Glauben aus verschiedenen Ländern mit verschiedenen Traditionen zusammenbastle. [zwinkert]

Bei so vielen Migrationen würde mich jetzt noch interessieren, welche Staatsbürgerschaft Du hast?

Die deutsche und polnische Staatsbürgerschaft. Und wenn ich noch einen Engländer heirate, kann ich ja vielleicht noch eine Dritte bekommen!? [lacht herzlich] Naja, ich bin ja keine Staatsbürgerschaftensammlerin!

Es sollte ja die Regelung geben, dass man sich für eine entscheiden soll...

Das finde ich ziemlich dämlich: Ich bin sowohl Polin als auch Deutsche. Also ethnisch eher polnisch, aber kulturell auf jeden Fall gemischt. Wenn ich mich entscheiden müsste, könnte ich nicht guten Gewissens eine behalten.

[Mit einem Zögern] Aber wenn ich tatsächlich müsste, würde ich wohl die deutsche Staatsbürgerschaft behalten, weil es wahrscheinlich vorteilhafter ist, deutsch zu sein. In Polen haben sie zum Beispiel Probleme ein Visum nach Amerika zu bekommen und in Deutschland ist das nie ein Problem gewesen. Das Deutsche bringt halt mehr...

Eine letzte Frage habe ich jetzt noch: Was ist für Dich Heimat bzw. wo fühlst du dich Zuhause?

Das ist eigentlich die schwierigste Frage... Naja, momentan ist es wohl wahrscheinlich Deutschland, weil ich da die meiste Zeit meines Lebens verbracht habe und meine engste Familie hier ist. Wobei dann der Rest der Familie wieder in Polen ist. Und sozusagen mein Hauptberuf ist wiederum in England. Also überall ein bisschen. Man muss das einfach unter einen Hut kriegen - aber man ist schon so hin und hergerissen. Zuhause ist aber auch einfach da, wo man ein eigenes Bett hat, also eine eigene 'Ecke'. Das habe ich ja auch in allen drei Ländern...Aber das ist echt schwer zu sagen...

Gerne in Deutschland leben und doch die Türkei vermissen...

Interview mit Frau P. (42 Jahre) aus der Türkei

von Mjude Dogan

M.D.: Von wo kommen Sie und wann sind Sie nach Deutschland gekommen?

Frau P.: Ich komme aus Adana. Das ist der Türkei. 1989 im August bin ich nach Deutschland gekommen. Da fiel die Mauer. Daran kann ich mich gut erinnern.

M.D.: Warum sind Sie nach Deutschland gekommen?

Frau P.: Mein Mann war schon hier. Er hat mich hier her gebracht. Wir haben geheiratet. Familie war der Grund.

M.D.: Fiel es Ihnen leicht oder schwer Deutsch zu lernen?

Frau P.: Erst war sehr schwer. Zeit um Zeit mit den Deutschen Kontakt gebaut. Tag um Tag mehr deutsch gelernt. Dann meine Tochter zur Welt gekommen. Sie ist ab 3 Jahre alt in Kindergarten gekommen und hat dann schnell Deutsch gelernt. Ich habe von ihr Deutsch gelernt. Wir haben zusammen Kinderfilme geguckt. Das war für mich auch Übung.

M.D.: Wie finden Sie die deutsche Kultur?

Frau P.: Für mich war nicht schwer. In der Türkei hatte ich schon europäische Gedanken. Deswegen hat mir das gut gepasst. Ich wollte immer so moderne Leben haben.

M.D.: Leben Sie Ihre Religion weiter aus, wie auch vorher in der Türkei?

Frau P.: Nein.

M.D.: Warum nicht?

Frau P.: Ich habe keine Religion. Ich glaube nur Gott. Gott für alle Menschen. Dafür gibt es keine extra Religion. Gibt's dafür keine extra Glaubensrichtung. Ich muss nicht Moschee gehen oder Kirche. Dafür muss ich nichts besuchen.

M.D.: Konnten Sie sich schnell in Deutschland einleben?

Frau P.: Nicht so leicht, nein. Es war Grund ich war ohne Familie. Nur mein Mann. Und dann habe ich Zeit um Zeit Freundschaften gebaut. Und Kontakt mit anderen Menschen Dafür habe ich Zeit gebraucht.

M.D.: Fühlen Sie sich in Deutschland wohl?

Frau P.: Ja, natürlich. Ich lebe lange Jahre hier. Ich habe mich an hier leben gewöhnt und (ähm...) ich werde nie wieder Türkei zurückziehen, weil für Frauen hier Freiheit. Ich kann machen was ich will. So Freiheit ist schön. Mit wem zusammen leben will mit welche Mann. Kann ich selbst entscheiden. Genau so auch meine Tochter habe ich Erziehung gegeben. Sie kann ihre zukünftige Mann selber aussuchen. Ich konnte nicht heiraten, welchen Mann ich wollte. Meine Eltern haben meine Mann ausgesucht. Menschenrechte sind besser. Als ich hierher gekommen, ich hatte Angst, dass ich hier nicht leben kann, aber jetzt will ich für immer hier bleiben. Das wünsche ich mir. Natürlich werde ich meine Familie immer besuchen. Meine Wurzeln sind da. Meine Familie und mein Herz gehört auch Türkei. Aber das ist selbstverständlich.

M.D.: Was machen Sie beruflich?

Ich bin Altenpflegehelferin und arbeite im Hauswirtschaft. Diese Beruf viele alte Menschen sind alleine. Die Kinder kommen nicht zu denen. Sie leben in Heimen. Bei uns leben die Eltern bei den Kindern. Leben bei Kindern und sterben da. Das ist der Grund warum wachsen die Enkelkinder ohne Oma und Opa auf. Das ist schwer. Bei uns war so schön mit große Familie mit Oma und Opa.

M.D.: Vermissen Sie ihre Heimat, Freunde und Familie?

Frau P.: Sehr. Vermissen immer. Hat sich nicht geändert. Ich komme von einer großen Familie. Ich habe große Familie da. Mit mir acht Kinder gewesen. Ich bin einzige hier in Deutschland. Einmal im Jahr nur besuche ich meine Familie. Was mir nicht gefällt, dass Menschen keine Zusammengehörigkeit. Die Familien sind nicht fest zusammen. Die halten Familie nicht so zusammen. Das finde ich Schade.

M.D.: Ich danke Ihnen vielmals für das Interview.

Frau P.: Bitte.

Ein langer Weg

Interview mit zwei Jugendlichen aus Eritrea

von Anna Manthe

Im Rahmen des Seminars „Migration in der theologischen Perspektive“ habe ich zwei Brüder interviewt, die in Eritrea geboren sind, ihr Heimatland jedoch verlassen mussten. Mir war es wichtig, zu erfahren, warum die beiden nach Deutschland flüchten mussten und wie sie sich hier aufgenommen fühlen, da in der heutigen Zeit viele dem Thema „Einwanderung“ sehr skeptisch gegenüber stehen.

Ein Betreuer der Einrichtung, in der sie zurzeit leben, war unterstützend bei dem Interview dabei, da A. und T. kaum Deutsch sprechen und es leider nur sehr wenige Dolmetscher für ihre Sprache gibt. Wir konnten uns mit Englisch, Deutsch und ein paar Bröckchen Italienisch verständigen. Darüber hinaus erhielt ich noch weitere wichtige Informationen. Die richtigen Namen der Jungs und des sozialen Trägers dürfen aus Datenschutzgründen an dieser Stelle nicht erwähnt werden.

Eritrea ist ein Staat im nordöstlichen Afrika, die Amtssprachen sind u. a. „Tigrinya“ und Englisch. A. und T. sollten dort nach der Schule zu Kindersoldaten ausgebildet werden, um dann ihr Leben lang beim Militär zu dienen. Vor fünf Jahren begaben sie sich auf eine weite und vor allem nicht ungefährliche Reise. Ohne Vater und Mutter. Die Eltern blieben dort. Der Vater der beiden ist Soldat in Eritrea, von der Mutter gibt es keine Spur. Als sie sich auf den Weg machten waren sie gerade mal zehn und elf Jahre alt. Doch sie hatten Mut und wollten ein neues Leben beginnen. Sie blieben u. a. eine ganze Weile in Äthiopien und im Sudan. Ihr Weg führte sie auch durch die Sahara. Mit einem „Bananenboot“ und tausend anderen Flüchtlingen fuhren sie als eine der wenigen, die es überhaupt so weit schaffen, nach Italien. Als sie in Deutschland ankommen ist T. 15 Jahre alt und A. 16. Ihr richtiges Geburtsdatum wissen sie nicht. Der Tag des Asylantrags wird somit als ihr neuer Geburtstag festgelegt. Ihre Endstation ist Hamburg. Hier kommen sie im Oktober 2013 in eines der vier Flüchtlingsauffanglager für Minderjährige. Dort schlafen sie in Bierzelten auf Feldbetten zusammen mit anderen Flüchtlingen aus Syrien, Afghanistan, Zentralafrika, etc. Kurze Zeit später bekommen sie zwei Plätze in einer Jugend-WG in Hamburg. Sie sind froh, dass sie zusammenbleiben können. T. hatte bereits einen Krätzebefall als er nach Deutschland kam und hatte Sorge, dass die anderen

Jugendlichen es herausfinden könnten, da sie sowieso nicht so begeistert waren, dass nun zwei Flüchtlinge mit ihnen zusammen wohnen. Er konnte jedoch erfolgreich behandelt werden und ist nun wieder gesund. Aufgrund der Sprachbarrieren und den völlig verschiedenen Kulturen, die dort aufeinander prallen, ist das Verhältnis zwischen den anderen Jugendlichen und ihnen sehr distanziert. Die beiden Eritreer haben ganz andere Themen und Sorgen als der Rest der Gruppe.

Gleich zu Anfang konnten die beiden Jungs einen Deutschkurs an einer Sprachschule machen, allerdings ohne, dass der Lehrer Tigrynia spricht oder versteht. Der Kurs ging von Dezember bis Mitte Februar. Dann hieß es, sie seien nun alt genug, um eine Berufsschule zu besuchen. A. möchte gern etwas Technisches erlernen, T. im hauswirtschaftlichen Bereich. Dies jedoch, weil dort auch viele andere Eritreer sind. Außerdem haben sie eine Frau kennengelernt, die ebenfalls wie sie aus Eritrea kommt und sie z. B. an Weihnachten zu sich nach Hause geholt hat und ihnen auch sonst mit Rat und Tat zur Seite steht.

Ich habe die beiden gefragt, ob es Situationen gab, in denen sie sich besonders schlecht behandelt gefühlt haben. Zwei davon möchte ich aufführen.

Eine Situation gab es auf dem Amt für Migration in der Sportallee. Dort mussten sich die Brüder ausziehen, sie wurden untersucht und es wurden Fotos und Fingerabdrücke von ihnen gemacht. Man ging dort sehr lieblos mit ihnen um, es herrschte dort ein sehr forscher Umgangston. Sie haben sich entwürdigt gefühlt, betonten im Interview jedoch, dass sie froh seien, überhaupt Hilfe zu bekommen und die Chance hier neu anfangen zu können.

Eines Abends waren die beiden Brüder zusammen im Stadtteil St. Georg unterwegs in einem Teleshop/Internetcafé, als plötzlich die Polizei kam und stichprobenartige Kontrollen machte. T. hatte jedoch nur eine Kopie seiner Papiere mit, die den Polizisten nicht reichte. Etwas rabiat pressten sie ihn mit dem Kopf gegen die Wand, durchsuchten ihn und legten ihm Handschellen um, damit sie ihn mit aufs Revier nehmen konnten. Als sie seine Identität überprüft hatten, durfte er wieder gehen. In diesem Moment habe sich T. gefühlt, als würde man ihn wie einen Schwerverbrecher behandeln. An dem Abend kam er ziemlich verstört in die Einrichtung zurück.

Bis Mitte März sind sie nun noch in der jetzigen Einrichtung, danach ziehen sie um in ein „Betreutes Wohnen“. Sie sagen selbst, dass sie gern selbstständig sein möchten, einen Schulabschluss erlangen und eine Ausbildung absolvieren wollen. Jetzt haben sie noch einmal die Möglichkeit einen kostenlosen Deutschkurs zu machen. Im Moment fasten A. und T. und leben vegan. Hier in Deutschland haben sie endlich die Möglichkeit ihre Religion frei auszuleben und müssen nicht, wie in ihrem Heimatland, darum fürchten beim Beten erwischt und dafür bestraft zu

werden. Jeden Sonntag gehen sie gemeinsam in die Kirche. Im Großen und Ganzen fühlen sie sich hier schon willkommen und gut angenommen, gerade von den Betreuern der Einrichtung. Sie möchten so schnell wie möglich Deutsch lernen und gucken z. B. viel deutsches Fernsehen mit Untertitel. Ihr Traum ist es, einen Beruf auszuüben und hier in Frieden leben zu können. Während des Interviews wirkten beide ernst und sehr reif für ihr Alter. Die Geschichte dieser beiden Jungs hat mich sehr berührt und bewegt. Ich finde es bemerkenswert, dass beide trotz ihrer schrecklichen Erfahrungen in ihrer Kindheit und auf ihrer Flucht, so zuversichtlich in ihre Zukunft schauen und die Hoffnung auf ein besseres Leben nie aufgegeben haben.

Zurück in das Heimatland Deutschland

von Marina Schiffner

Dieses Interview handelt von einer Familie, die 1992 aus Russland nach Deutschland/Hamburg eingewandert ist. Die Interviewpartnerin ist weiblich, 50 Jahre alt und heißt Alexandra W.

Marina Schiffner: Liebe Alexandra, magst du mir deine Geschichte der Einwanderung nach Deutschland erzählen und mir dabei berichten, wie du dich dabei gefühlt hast?!

Alexandra W.: Ich bin im Sommer 1992 gemeinsam mit meinem Mann und meinen drei Kindern aus Russland nach Deutschland gewandert, wir waren uns immer sicher, dass wir, sobald es die Möglichkeit geben würde, zurück in unser Heimatland Deutschland gehen würden, um dort uns und unseren Kindern ein besseres Leben ermöglichen zu können. Als die Nachricht uns schließlich erreichte, dass wir einen Antrag stellen können und bei der Bewilligung nach Deutschland umziehen dürfen, haben wir sofort die gesamte Familie benachrichtigt, wir sammelten alle Papiere zusammen und hofften, dass uns die Chance gegeben wird. Nach der Bewilligung unserer Anträge begann eine sehr aufregende Zeit, wir kauften uns Tickets für den Bus und für das Flugzeug, wir reisten zunächst nach Moskau und von dort aus weiter nach Hamburg. Nachdem wir in Hamburg gelandet waren, fühlten wir uns sehr überfordert, das bisschen Deutsch, mit dem wir aufgewachsen waren, schien nicht auszureichen, um sich verständlich zu machen. Es gelang uns allerdings jemanden zu finden, der bereit war, uns am Flughafen zu helfen um uns zu orientieren. Als unsere Papiere in der Deutschen Behörde bearbeitet wurden und wir eine Unterkunft in einem Containerlager erhalten hatten, waren wir zunächst sehr erleichtert. Doch die bürokratischen Angelegenheiten waren damit nicht beendet, neben den Anmeldungen bei und Besuchen von Sprachkursen, mussten auch die Kinder im Kindergarten und in der Schule angemeldet werden, dies war nicht nur sprachlich eine große Herausforderung, sondern auch emotional. Es gab so viele neue Dinge, an die wir uns nun zu gewöhnen hatten. Nach den abgeschlossenen Sprachkursen, war es uns nun wichtig, dass wir eine Arbeit finden. Nach dem Bezug unserer ersten eigenen gemeinsamen Wohnung in Deutschland und den geregelten Arbeitsplätzen fühlten wir uns zum ersten Mal richtig Angekommen.

Marina Schiffner: Vielen Dank Alexandra, für deine Geschichte und deine Zeit.

Keine Zeit für Heimweh

Interview mit einer 22-jährigen Frau aus Vietnam

von Judith Sperling

JS: Von wo kommst du und wann bist du nach Deutschland gekommen?

Ich bin am 20. August 2011 aus Vietnam nach Deutschland gekommen.

JS: Warum bist du nach Deutschland gekommen?

Ich bin wegen des Studiums nach Deutschland gekommen. Erst musste ich noch das Abitur auf dem Studienkolleg nachholen, und jetzt studiere ich seit einem Semester Wirtschaftsmathematik.

In Deutschland gibt es einfach bessere Universitäten und die Abschlüsse werden hier anerkannt im Gegensatz zu Vietnam. Ich glaube einfach, dass ich hier bessere Chance habe.

Meine Familie in Vietnam ist arm, dort hat mir nie jemand gesagt: Du musst lernen! Ich musste alles selber schaffen, zuhause konnte mir niemand bei meinen Schulaufgaben helfen und jetzt studiere ich in Deutschland.

Ob ich hier in Deutschland bleibe oder nach Vietnam zurückkehre, weiß ich noch nicht. Das hängt davon ab, ob ich hier später einen Beruf ausüben kann.

JS: Wie hast du dich gefühlt, als du in Deutschland angekommen bist?

Ich fühle mich seit ich hierhergekommen bin wohl. Ich konnte zwar erst die Sprache nicht, aber ich habe trotzdem versucht, mit allen zuzusprechen. Mein Akzent ist nicht so gut zu verstehen und trotzdem habe ich es immer versucht. Es ist mir wichtig gut in Deutschland integriert zu sein. Ich habe auch viele deutsche Freunde. Hätte ich hier, wie viele andere es machen, nach anderen Vietnamesen gesucht, wäre ich noch nicht so weit gekommen und Deutsch könnte ich wahrscheinlich auch noch nicht so gut. Andere sprechen ja selbst in einem anderen Land immer nur ihre Muttersprache und suchen auch nur Kontakt zu ihren Landsleuten.

JS: Konntest du dich schnell in Deutschland einleben?

Ja.

JS: Fühlst du dich in Deutschland wohl?

Ja, natürlich!

JS: Strebst du die deutsche Staatsbürgerschaft an?

Es kommt darauf an, ob ich später hier bleiben will. Aber für mich wäre es einfacher, da ich studiere brauche ich keinen Einbürgerungstest machen und wenn ich eine Arbeitsstelle über drei Jahre habe, bekomme ich erst einmal eine unbefristete Aufenthaltsgenehmigung.

JS: Vermisst du deine Familie, deine Freunde und deine Heimat?

Ich vermisse sie nicht so oft, dafür bin ich einfach zu beschäftigt. Dafür habe ich keine Zeit.

Und heutzutage ist es auch einfach mit Leuten aus anderen Ländern zu sprechen. Es gibt ja Smartphones und Internet. Man kann sich eigentlich jederzeit erreichen.

Letzten Dezember bin ich das erste Mal, seit ich in Deutschland angekommen bin, zurück nach Vietnam geflogen und habe dort vier Wochen verbracht. Diese Zeit war sehr schön, aber ich war auch sehr froh, dass ich wieder nach Deutschland fliege.

JS: Was würdest du anderen, die nach Deutschland kommen wollen, mit auf den Weg geben?

Es ist sehr wichtig die deutsche Sprache richtig zu lernen und viel Kontakt zu Deutschen zu pflegen. Wie gesagt, mit seinen eigenen Landsleuten spricht man nur seine Muttersprache.

Nachts kommen die Kakerlaken...

Interview mit einer jungen Frau aus der Türkei

von Linda Ollech

Arzu ist heute 24 Jahre alt und lebt in Hamburg. Als ihre Eltern mit ihr aus der Türkei fliehen und in Deutschland Schutz suchen, ist sie sechs Jahre alt. Ihre Mutter wird in der Türkei verfolgt. Sie äußert in der Öffentlichkeit ihre Meinung und fällt so in die Missgunst der Regierung.

Eigentlich müsste Arzu jetzt in Deutschland die Grundschule besuchen, doch sie verfügt über keine deutschen Sprachkenntnisse. Ihre vertraute Muttersprache hat sie mit ihrer alten Heimat und ihren vielen Freunden in einem weit entfernten Land zurücklassen müssen. Hier in Deutschland fällt es ihr schwer, Fuß zu fassen. Die Sprache ist fremd, die Menschen wenig verständnisvoll. Die ersten Monate verbringt die Familie auf einem Schiff. Es gibt keine Küche, nur gemeinschaftliche Sanitäranlagen und Schlafplätze sind vorhanden. Später zieht die Familie dann in ein Wohnheim für Asylbewerber. Die Familie teilt sich Küche und Bad mit Asylbewerbern aus Afrika. Es kommt immer wieder zu Problemen und Diskussionen über die Hygiene und Sauberkeit der gemeinsamen Räumlichkeiten.

Arzu erinnert sich noch sehr gut an die Nächte im Heim, denn nachts kommen die Kakerlaken. Die Situation im Heim spitzt sich zu. Das Mädchen fühlt sich unwohl. Zum Glück leben ihre Großeltern schon seit einigen Jahren in Hamburg. Sie sind als Gastarbeiter nach Deutschland gekommen und bieten ihrer Enkeltochter nun eine Alternative zum Wohnheim: ein Zuhause.

Arzus Kindheit ist von der Angst geprägt, in die Türkei abgeschoben zu werden. Bis sie 11 Jahre alt ist, lebt die Familie nur mit einer befristeten Aufenthaltsgenehmigung in Deutschland. Jeder Tag könnte ihr letzter Tag in Deutschland, in ihrer neuen Heimat sein.

Arzu besucht zunächst halbtags für einen Monat einen deutschen Kindergarten und versucht schließlich ihr Glück an der Grundschule. In der ersten Klasse fällt es nicht auf, dass sie die deutsche Sprache nicht beherrscht. Sie redet wenig und beobachtet ihre Klassenkameraden und Lehrer. Zielstrebig und komplett auf sich allein gestellt, gelingt es Arzu die deutsche Sprache zu erlernen. Sie kann dabei nicht auf die Hilfe ihrer Eltern zählen. Ihre Sprachkenntnisse sind noch schlechter als die von Arzu.

Bald beherrscht das Mädchen die deutsche Sprache so gut, dass sie als Übersetzerin für ihre Eltern fungiert. Bei Terminen in der Schule, bei Behördengängen.

Sie lernt auf eigenen Füßen zu stehen und Verantwortung für ihr eigenes Handeln zu übernehmen. Arzu denkt und handelt früh wie eine Erwachsene. Das erschwert ihr die Kontaktaufnahme und den Beziehungsaufbau mit Gleichaltrigen. Sie fühlt sich einsam. Obwohl sie ihr altes Leben in der Türkei nicht vermisst und sie nicht zurück möchte, fehlen ihr doch ihre Freunde, die sie dort zurücklassen musste.

Aus Scham für ihre Wohnsituation lädt Arzu niemals einen Schulkamerad zu sich nach Hause ein. In ihrer Freizeit ist sie isoliert von dem Kontakt mit Gleichaltrigen.

Arzu versucht sich in Deutschland zu integrieren, doch stößt auch heute noch immer auf Vorurteile, die ihren Alltag erschweren. Arzu wünscht sich dazu zu gehören. Sie möchte akzeptiert werden und nicht an dem vorherrschenden Bild von Menschen mit Migrationshintergrund gemessen werden. Sie will als Person wahrgenommen und gesehen werden: als einfach nur Arzu!

Wie die Giraffe unter Schafen?

Interview mit Patrick Ntsana

von Elisabeth Eckardt

EE: Patrick, du hast nun das Plakat mit den Schafen und der Giraffe gesehen. (vgl. S. XXX) Ist es dir in deinem Leben schon einmal so ähnlich ergangen? Vielleicht bei deiner Auswanderung von Kamerun nach Bremen, in Deutschland?

Patrick: Ja, aber ich finde, dass das Bild und der Bibeltext in meinen Augen nicht zusammen passen. Natürlich kam es schon öfter vor, dass ich mich, hier in Deutschland, wie diese Giraffe unter den Schafen gefühlt habe. Nur habe ich mich des Öfteren nicht ‚aufgenommen‘ gefühlt, sondern weiterhin wie ein Fremder. ‚Aufgenommen‘ bedeutet für mich, nicht nur die reine Akzeptanz meiner Anwesenheit, sondern gleichsam das Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit.

EE: Könntest du das genauer erklären? Fühlst du dich in Deutschland nicht geborgen und in Sicherheit?

Patrick: Mittlerweile habe ich mich hier natürlich sehr gut eingelebt, aber man ist und bleibt ein Schwarzer in Deutschland, in Deutschland unter den ganzen Weißen. Ich studiere nun seit mehr als 6 Jahren Elektrotechnik an der Uni in Bremen, und dennoch fragen mich die meisten Professoren z.B. nach einer mündlichen Prüfung, wo ich so gut Deutsch gelernt habe. Das macht mich wütend. Wie soll ich denn ohne Deutsch Kenntnisse durch das Studium gekommen sein? Natürlich war ich auf einer Sprachschule und hab immer wieder versucht mein Deutsch zu verbessern. Mittlerweile beherrsche ich es besser, als meine Muttersprache.

Wie soll man sich geborgen fühlen, wenn die Deutschen mich immer erst einmal auf Englisch ansprechen, weil ein Schwarzer natürlich kein Deutsch kann. Ärgerlich sowas.

EE: Hmm, und was meinstest du mit Sicherheit? Fühlst du dich in Deutschland nicht sicher?

Patrick: Ja, was soll ich sagen, hier in Bremen habe ich natürlich soweit nichts zu befürchten, weil hier ein schwarzer Mann nicht mehr Befremdliches darstellt. In

anderen Orten ist das aber bei weitem nicht der Fall und das weißt du ja besser als ich.

EE: Ja, das weiß ich nur zu gut, aber vielleicht könntest du es nochmal erklären.

Patrick: Ja damals, als wir bei dir daheim im Osten waren, da wurde ich doch begafft wie ein Affe im Käfig, weil es bei euch keine Schwarzen gibt. „Heil Hitler“ hat man mir aus dem Auto nachgerufen, oder die Leute sind uns beim Spaziergang mit den Hunden, im Auto hinterhergefahren. Oder einmal die Situation, als die Verkäuferin mein Geld nicht aus der Hand nehmen wollte, bis du es ihr schließlich gegeben hast.

Angst musste ich dort immer habe, deswegen wollte ich auch so selten dort hin.

EE: Vielleicht darf ich dazu noch ergänzen, dass ich aus Sachsen- Anhalt komme.

Patrick: Ja genau, sorry.

EE: Du hast dich ja nun recht negativ über Deutschland geäußert. Ist es denn eine Option für dich hier zu bleiben? Oder möchtest du zurück nach Kamerun?

Patrick: Ich möchte ja gar nicht sagen, dass alles schlecht ist oder so. Das waren nur meine Gedanken zu dem Bild.

Wahrscheinlich werde ich hier in Deutschland bleiben, da meine Chancen als Ingenieur hier viel größer sind, als in meiner Heimat, aber ich vermisse meine Familie und meine Freunde natürlich sehr.

EE: Ja, das kann ich mir vorstellen. Was würdest du uns Deutschen mit auf den Weg geben, wenn du die Möglichkeit dazu hättest?

Patrick: Puh, keine Ahnung. Womöglich, dass sie das Leben nicht ganz so steif sehen sollten. (lacht). Nein, aber dass eure weiße Hautfarbe euch sicherlich nicht zu einem besseren Menschen macht.

Papierkrieg

Interview mit einer türkischen Arbeitskollegin

von Anna Schulze

Ich habe ein Interview mit einer langjährigen Arbeitskollegin geführt, um mehr über ihre derzeitige Lebenssituation herauszufinden und zu erfahren, wie sie sich in Deutschland fühlt und mit welchen Problemen sie zu kämpfen hat.

Sie ist eine 36 jährige Türkin, die seit ihrem 21. Lebensjahr in Deutschland lebt und zuvor mit ihrer Schwester und ihrem Bruder bei ihrer Mutter in Igdır aufgewachsen ist.

Die letzten 5 Jahre hat sie in Lüneburg gelebt und gearbeitet. Ihre Wohnung war im selben Haus, wie die ihrer Schwester. Immer Freitags nach der Arbeit hat sie sich mit einigen türkischen Frauen in ihrem Alter getroffen, zum Kaffee trinken, zum Essen oder um Tanzen zu gehen. Viele deutsche Freunde oder Freundinnen hat sie nicht. Sie hat wenig Kontakt zu Deutschen, da haben sich selten Anlässe ergeben.

Nun zieht es sie nach Duisburg zu ihrem langjährigen Verlobten. Sie werden bald heiraten, haben ein Haus gekauft und werden bald zusammen leben. Sie hat viel zu tun, die Hochzeit muss geplant und das Haus eingerichtet werden. Mehrmals täglich telefoniert sie mit ihrem Verlobten, um Details zu besprechen. Die beiden sprechen türkisch miteinander. Bevor die beiden heiraten können, muss sie noch auf ihre Scheidungspapiere warten. Sie ist verheiratet seit sie 21 Jahre alt ist. Mit einem deutschen Türken. Viel Kontakt hat sie zu ihm nicht mehr, es ärgert sie nur, dass es so kompliziert ist, die Scheidungspapiere zu bekommen. Wie vieles in Deutschland. Das macht ihr Angst, denn hier in Lüneburg hat sie viele Bekannte und auch ihre Arbeitskollegen, die sie bei Behördengängen und Papieren unterstützen. In Duisburg hat sie weder Arbeit noch Freunde oder Familie. Ihr zukünftiger Ehemann arbeitet viel und auch er hat oftmals noch seine Schwierigkeiten mit der deutschen Bürokratie.

Meine Arbeitskollegin bekommt Geld vom Arbeitsamt. Sie arbeitet zwar viel und fleißig, doch sie verdient nicht genug, um ihren Lebensunterhalt ganz allein zu bestreiten und so bekommt sie Zuschüsse vom Amt. Fast wöchentlich bekommt sie große Papierstapel, die ausgefüllt werden müssen, teilweise so kompliziert, dass selbst Muttersprachler an ihre Grenzen geraten. Ihr festes Gehalt muss sie immer

wieder bescheinigen. Selbst ihr Weihnachtsgeld wurde ihr zunächst erst mal abgezogen, sie musste sich selbst darum kümmern nachzuweisen, dass ihr das Geld zusteht. Doch abschrecken lässt sie sich dadurch nicht. Sie weiß sich mittlerweile zu helfen, das hat sie gelernt. Auf ihre Hochzeit freut sie sich.

Auf ihren derzeitigen „noch- Ehemann“ angesprochen, reagiert sie verhalten. Mit 21 Jahren hatte sie ihn geheiratet, das ist lange her. Lieben tut sie schon lange ihren Verlobten. Bisher führten die beiden eine Fernbeziehung. Sie fühlt sich wohl in Deutschland, wenn sie auch nach wie vor mit sprachlichen Barrieren und der Bürokratie in Deutschland zu kämpfen hat.

Gretchenfrage: Siezen oder Duzen

Interview mit Thijs van Dijk

von Damaris Stäger

DS: Aus welchem Land kommst du und seit wann lebst du in Deutschland?

Ich komme aus den Niederlanden und wohne seit Dezember 2013 in Deutschland.

DS: Warum bist du nach Deutschland gekommen?

Weil meine (deutsche) Freundin hier schon wohnt.

DS: Wie ging es dir, als du von deiner Heimat weggegangen bist? Was hast du beim Abschied empfunden?

Es war schon länger klar, dass ich auswandern würde. Ich reise gerne. Außerdem ist Holland nicht so weit weg, also kann ich noch einfach zurück.

DS: Gab es Schwierigkeiten bei deinem Start in Deutschland?

Ich habe noch keinen Job gefunden. Ansonsten habe ich keine Schwierigkeiten gehabt.

DS: Hast du dich gut eingelebt? Was hat dir dabei geholfen?

Ich glaube ja. Deutsche Freunde und Bekannte haben mir dabei sehr geholfen.

DS: Was vermisst du?

Bestimmtes Essen (Fritteuse), das Fahrradfahren, meine Freunde.

DS: Was ist dir besonders fremd in Deutschland?

Das Siezen und Duzen.

DS: Hast du Situationen erlebt, in denen du dich sehr fremd gefühlt hast? Welche waren das?

Nicht wirklich.

DS: Gab es Situationen, in denen du dich aufgrund deines Migrationsstatus benachteiligt gefühlt hast?

Nein, nur auf Grund meiner Sprachkenntnisse.

DS: Was würdest du Niederländern empfehlen, die nach Deutschland ziehen wollen?

Komm nach Hamburg und übe die deutsche Sprache!

Migration von Kasachstan nach Deutschland

Interview mit Ljuba Schmidt

von Albina Klimova

Mein Name ist Ljuba Schmidt. Im Jahre 1993 bin ich mit meiner Familie meinem Mann, meiner Tochter, meiner Mutter und meinem kleinem Bruder aus Kasachstan nach Deutschland gekommen. Genau ein Jahr, nachdem mein Vater verstorben war. Meine anderen vier Geschwister lebten zu der Zeit noch in Kasachstan.

Wir sind in der Weihnachtszeit nach Lüneburg gekommen und mich faszinierte damals alles: die geschmückten Häuser, wunderschön dekorierte Vitrinen von Geschäften und der Weihnachtsmarkt. Es war eine schöne und besinnliche Zeit.

Wir haben langsam angefangen uns einzuleben. Nach dem sechsmonatigen Sprachkurs habe ich als Küchenhelferin angefangen zu arbeiten. Meine Sprachkenntnisse waren so gering, dass ich mit meinem in Kasachstan angefangenen Ökonomie-Studium nichts anfangen konnte bzw. mich nicht traute mein Studium fortzuführen. Die Arbeit als Küchenhelferin war für mich sehr demütigend. Letzten Endes hat mich die Demut nur stärker gemacht.

Der Autor Thomas Merton schrieb: "Ein demütiger Mensch hat keine Angst vor Misserfolg. Er hat eigentlich vor überhaupt nichts Angst - nicht einmal vor sich selbst. Denn Demut bedeutet grenzloses Vertrauen auf Gott, vor dem keine andere Macht bestehen kann und für den Hindernis ein Fremdwort ist."

Ich habe damals zwar gelernt die Demütigung zu überwinden, aber meine Ängste über die ungewisse Zukunft, Ängste über den Verlust von geliebten Menschen und Ängste vor Misserfolg hielten mich noch fest, weil ich damals Gott nicht kannte.

Da ich gerade über Verlust sprach, musste ich an meine Schwester und meinen Schwager denken. Ich habe mich sehr gefreut, als im Januar 1995 meine älteste Schwester mit ihrer Familie nach Deutschland kamen. Aber wie das im Leben so ist, hat die Freude nicht lange angehalten. Im März 1995 haben wir erfahren, dass meine Schwester, zu der Zeit 38 Jahre alt, Lungenkrebs hat, und am 2. Juni 1995 ist sie von uns gegangen. Im Januar 1995 hat mein Schwager, der Mann von einer jüngeren Schwester, der bei uns zu Besuch war, ein Auto gekauft und ist nach Kasachstan gefahren. Bis heute wissen wir nichts über ihn. Einfach verschollen...

Ein Rückschlag nach dem Anderen.

Ich konnte mit meinen 25 Jahren das Leben einfach nicht verstehen. Warum passiert so was? Warum sterben junge Menschen? Warum musste mein Vater mit 54 sterben? Und meine Schwester, die eine Deutschlehrerin war, so früh gehen, gerade sie musste in Deutschland leben und sie stirbt, nachdem sie 6 Monaten in Deutschland war? Warum? Warum? Warum? Mein Herz hat geweint und geschrien.

Und ich bekam eine Erlösung, ich sah einen Traum:

Ich, meine Mutter und meine andere Schwester Tatjana gingen zu meiner verstorbenen Schwester zu Besuch. Wir sind durch die Stadt gegangen. Die Stadt war, wie in Kriegszeiten zerstört. Wir haben die Menschen gesehen, wie sie mit ganz traurigen Gesichtern durch die zertrümmerte Stadt gegangen sind auf der Suche nach Nahrung. Dann sind wir bei einem Tor angekommen. Das Tor war grau, wie alles andere in dieser Stadt, nur eine grüne Pflanze hing über dem Tor. Wir haben das Tor aufgemacht und wurden vom Licht geblendet. Nach einer gewissen Zeit sind wir weiter gegangen und sahen meine Schwester. Sie sah sehr gut, hübsch und glücklich aus. Hinter ihr sahen wir einen Tisch, der keinen Anfang und kein Ende hatte und voll mit Essen und Trinken gedeckt war. Wir waren erstaunt, warum in der Stadt Hunger und Not existierten, und es hier so viel zu essen gab. Dann fragte ich meine Schwester: „Woher hast du das alles in dieser Zeit, wo die Menschen da draußen leiden und nichts haben?“ Meine Schwester lächelte mich an und antwortete: „Ich habe hier den Mann getroffen, er hat mir das alles gegeben.“ Ich wachte mit Frieden im Herzen auf und wusste in dem Moment, dass Gott existiert und meine Schwester bei ihm ist.

Ein paar Tage später habe ich noch einen Traum gesehen, in dem ich meinen Vater in weißem Anzug und lächelnd gesehen habe. Ich habe nach langer Zeit wieder Frieden bekommen, da ich wusste, dass auch meinen Vater, den ich sehr geliebt habe, bei Gott ist. Eine kurze Zeit später habe ich mich bekehrt und Gott als meinen Vater erkannt.

Ich war wieder motiviert und habe gelernt, dass die Rückschläge uns stärken können und uns im Leben weiter bringen.

Kurz bevor meine Schwester starb, hat sie mich motiviert aus meinem Leben was Gutes zu machen. Sie hat zu mir gesagt, dass ich statt Geschirr abzuwaschen zu Besserem fähig bin. Sie hat darauf bestanden, dass ich meine Zeugnisse aus Kasachstan anerkennen lassen soll. Ich habe auf meine Schwester gehört und habe mich getraut die Schritte zu einem anderen Leben zu machen. Meine Schwester war immer ein Vorbild für mich, und ich bin ihr sehr dankbar für alles, was ich von Ihr gelernt habe.

So habe ich mein erstes Ziel gehabt eine Ausbildung als Steuerfachangestellte zu machen. Diese habe ich erfolgreich abgeschlossen zurzeit arbeite ich als Steuerfachangestellte in einem Büro und mache gerade eine Weiterbildung zu Steuerberaterin.

Ich danke Gott, dass ich ihn kennen lernen durfte, ohne ihn hätte mein Leben keinen Sinn.

Kaltes Deutschland

Interview mit Emilia M.

von Agnes Westphal und Kim Rataj

Alter?

- 45 Jahre alt.

Seit wann bist du in Deutschland?

- seit 1987.

Herkunft (Geburtsort)

- Südamerika- Paraguay.

Wie war dein Anfang in Deutschland?

- Es war wirklich sehr kalt und ungewohnt für mich. Alles war sehr fremd. Viele neue Eindrücke gewonnen und es war alles so sauber ☺.

Fühltest du dich integriert?

- Ja, aber man musste lernen, sich anzupassen (beispielsweise die Sprache oder die Pünktlichkeit etc.).

Hat es lange gedauert bis du dich wohl gefühlt hast?

- Ja, es war wirklich schwer, gute Freunde zu finden. Es ist in Deutschland meistens kalt und sehr dunkel. Es war nicht einfach die neue Sprache zu lernen.

Fühlst du dich in Deutschland oder in deinem Geburtsland wohler?

- Dort in Paraguay ist meine Mutter, und es scheint immer die Sonne, aber hier habe ich das Gefühl von Sicherheit und eine feste Arbeit (Krankenschwester).

Ist Deutschland eine Heimat für dich?

- Ja, aber ich habe immer noch Heimweh.

Warum bist du nach Deutschland gekommen?

- Dort gab es keine guten Möglichkeiten zu arbeiten, ich hoffte hier auf eine bessere Zukunft.

Wie einen die Familie trägt

Interview mit Frau E.

anonym

Frau E. wie alt sind sie?

Ich bin 49.

Von wo kommen Sie und wann genau sind Sie nach Deutschland gekommen?

Ich komme aus Izmir, dass liegt in der Türkei, in der Ägäis. 1976 bin ich nach Deutschland gekommen.

Warum sind Sie nach Deutschland gekommen?

Weil meine Eltern in Deutschland waren um zu arbeiten.

Konnten Sie sich schnell in Deutschland einleben?

Es geht. Direkt am Flughafen als mich meine Mutter abgeholt hat, habe ich erfahren, dass ich eine 15 Tage alte Schwester bekommen habe. Das war eine riesen Überraschung für mich. Gleich danach war es auch klar, dass ich auf meine Schwester aufpassen muss. Sie hatte keinen Kindergartenplatz bekommen und meine Eltern waren arbeiten, ich musste also auf sie aufpassen. Ich war damals 12 Jahre alt. Ging aber leider nicht zur Schule. Mein Vater fand es wichtig, dass ich die Moschee besuche und so konnte ich nicht mehr zur Schule gehen, obwohl ich genau in dem Alter war, wo alle zur Schule gingen. Das war für mich eine Last, nicht zur Schule gehen zu können.

Es fiel mir sehr schwer, mich hier einzuleben, obwohl ich meine Familie hier hatte. Ich wurde mit sehr jungem Alter selbstständig, putzte die Wohnung, kochte für meine Familie, und passte auf meine Schwester auf. Ich wusste, dass meine Eltern mich sehr liebten, sie kannten es nur nicht anders, deshalb war das so, dass ich nicht zur Schule ging. Für meine Eltern war es deshalb wichtig, dass wir Kinder sie im Haushalt unterstützen, während sie arbeiten waren. Ich denke, trotzdem hat das dazu beigetragen, dass ich schon mit 17 Jahren geheiratet habe, aber mit dem Mann, den ich wollte natürlich. Nur weil ich nicht zur Schule ging, heißt das nicht, dass meine Eltern mir meinen Mann aussuchten, wie es damals oft der Fall war. Aus der Ehe mit ihm habe ich zwei wundervolle Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Mein

Sohn hat sich nach seiner Lehre selbstständig gemacht und meine Tochter studiert auf Lehramt. Mit meinem Ex-Mann bin ich schon seit 17 Jahren geschieden, aber der Kontakt steht noch. Ich denke die frühe Ehe hat dazu beigetragen, dass man sich irgendwann getrennt hat, wir waren einfach sehr unterschiedlich, und haben uns letztendlich im Guten getrennt.

Fiel es Ihnen leicht die deutsche Sprache zu lernen?

Wie schon gesagt, besuchte ich nicht die Schule. Und genau das war das größte Problem für mich. Ich musste mir die Sprache selber irgendwie beibringen und von hier und da habe ich dann irgendwann auch selber Deutsch gesprochen. Aber Du kannst dir ja denken wie schwer es mir gefallen ist, Deutsch zu lernen.

Was machen Sie beruflich?

Zuerst habe ich einige Jahre im Krankenhaus als Putzkraft gearbeitet. Danach habe ich viele Jahre als Altenpflegerin gearbeitet.

Wie finden Sie die deutsche Kultur?

Ich finde die Kultur schön. Am meisten, dass man hier frei ist in Deutschland. Ich vermisse nur ab und zu das Warmherzige an einigen Menschen.

Fühlen Sie sich in Deutschland wohl?

Ja, na klar. Meine Kinder machen mich sehr glücklich. Durch die bin ich hier her so gebunden. Ich bin zwar nicht hier geboren, aber ich habe meine seit meiner Jugend die Zeit hier verbracht, das macht es für mich natürlich zu einer Heimat.

Vermissen Sie Ihre Heimat?

Ja. Meine Heimat vermisse ich sehr, aber ich könnte dort niemals auf Dauer leben, immer mal dahin zu reisen, macht mich glücklich, weil wir dort eine riesen Familie haben, aber nach ein paar Wochen bin ich dann auch wieder froh, hier daheim zu sein. Meine Eltern sind vor 27 Jahren wieder zurück in die Türkei. Wir besuchten sie regelmäßig dort, und sie uns auch sofern sie konnten. Zuletzt besuchten sie uns vor drei Jahren. Bei ihrem letzten Besuch ging es meiner Mutter von heute auf morgen nicht gut. Sie hatte schon vorher mit Herz Problemen zu kämpfen.....sie erlitt einen schweren Anfall und lag fünf Monate im Krankenhaus und hat es leider nicht mehr überlebt..... Seitdem sind die Besuche in die Türkei leider immer mit einem Schmerz verbunden, weil meine Mama nicht mehr dort ist und ich sie sehr vermisse...

Leben Sie Ihre Religion aus?

Also, ich bin Muslima, ja. Aber ich lebe die Religion nicht so "extrem" aus. Ich glaube an Gott, aber bete zum Beispiel nicht fünfmal am Tag, wie die meisten Muslime das in der Türkei, oder auch hier machen. Ich bin da frei erzogen worden, was das angeht. Habe natürlich die Moschee besucht, aber musste auch zum Beispiel nicht meine Haare bedecken. Es gehörte sich, eine gewisse Zeit die Moschee zu besuchen, aber der Rest war einem selbst überlassen. Meine Eltern waren sogar zu einer Pilgerfahrt nach Mekka gefahren und sind sehr gläubig gewesen, gehörten dem Islam an, aber sie lebten ihren Glauben für sich. Denen war es egal, nur wichtig, dass wir an Gott zwar glauben, aber wie wir diesen Glauben leben, war denen egal, für sie sollte niemand zu irgendeinen Glauben gezwungen werden, sie machten es für sich selbst. Man sollte nur an etwas glauben, damit man gewisse Werte und Normen verstehen kann, und etwas hat, was einem in schweren Zeiten Hoffnung gibt.

Denken Sie, es war die richtige Entscheidung, hierher zu ziehen?

Damals hab ich mich gar nicht wohl gefühlt. Meine Eltern waren hier und meine Schwester, aber meine Großeltern nicht. Ich hatte große Sehnsucht, weil meine Oma mich bis zu diesem Zeitpunkt erzogen hatte. Meine Eltern und meine Oma haben im selben Dorf gelebt, aber als sie hier her kamen – zuerst ohne Kinder –, war ich bei meinen Großeltern, deshalb war der Schritt, nach Deutschland auszuwandern, für mich sehr schwierig, weil ich meine Oma sehr vermisst habe. Aber heute bin ich der glücklichste Mensch. Ich habe hier meine Kinder. Es macht mich auch Stolz zu sehen, was aus meiner Schwester geworden ist: eine erwachsene Frau, die auf ihren Beinen steht und ihre eigene kleine Familie hat. Wir pflegen heute noch eine sehr gute Beziehung, ich denke das ist so, weil ich immer auf sie aufgepasst habe, alle zwei Tage müssen wir uns sehen, und jeden Tag miteinander sprechen. Wir sind uns sehr nahe. Ich bin froh hier zu sein, weil ich meinen Kindern hier alles bieten konnte, und ich denke, ich habe mich sehr gut integriert und das auch meinen Kindern weitergegeben.

Der Liebe wegen ausgewandert

Interview mit Amen Gafsi

von Jo Daniel Krohn und Tim Völzke

Steckbrief:

Amen Gafsi

35 Jahre alt

Tunesier

Sportlehrer

Verheiratet, 1 Kind (Jessin, 5 Jahre alt)

Herr Gafsi, warum sind Sie emigriert und haben Ihr Land verlassen?

Ein entscheidender Grund war für mich, dass meine Frau ihre Kindheit in Deutschland verbracht hat und sie auch Halbdeutsche ist. Meine Schwiegermutter ist deutsche Staatsbürgerin und somit bestand zu Deutschland immer ein besonderes Verhältnis. Des Weiteren musste meine Frau ihr Studium in Deutschland beenden. Daher wanderten wir nach Deutschland aus.

Wann sind Sie ausgewandert?

Wir sind im August 2008 nach Deutschland gereist und leben fast schon sechs Jahre hier.

Sind denn noch weitere Familienmitglieder oder Freunde/Bekannte mit Ihnen emigriert und entstanden Probleme bei der Einreise?

Nein, ich habe ausschließlich das Land mit meiner schwangeren Frau verlassen. Für andere Personen kam dieser Schritt nicht in Frage.

Bei der Einreise gab es keine Probleme, da meine Frau einen deutschen Pass besitzt und wir verheiratet sind. Mein Visum beträgt drei Jahre und muss immer wieder verlängert werden. Stress entstand persönlich für uns beim Einreichen der vielen Unterlagen. Einen Fragebogen musste ich auch ausfüllen. In dem Fragebogen wurde unter anderem gefragt, ob ich eine zweite Identität woanders hätte oder ob ich zum Beispiel in Afghanistan oder Algerien gewesen bin. Diese Fragen zeigten mir, dass Sicherheit in Deutschland sehr wichtig ist und die Menschen sich vor Terroristen schützen. Trotzdem finde ich diese gestellten Fragen nicht gut.

Haben die Menschen Sie in Deutschland gut aufgenommen und sofort akzeptiert?

Mein Glück ist es gewesen, dass ich von Tunis nach Hamburg reisen durfte. Hamburg gehört zu den schönsten deutschen Städten und die Menschen vor Ort sind sehr sympathisch. Außerdem ist Hamburg eine multikulturelle Stadt, die viele Nationalitäten besitzt, wie Afrikaner, Asiaten und viele weitere. Meine Immigration fiel mir persönlich dadurch sehr leicht. Durch die vielen Moscheen kann ich meinem Glauben nachgehen und jeden Freitag eine Moschee in Hamburg besuchen, um zu beten. Dieser Punkt gefällt mir sehr und verbessert meine Eingewöhnung in eine neue Kultur. Alles in allem fühle ich mich mit meiner Familie sehr wohl in Hamburg.

Warum sind Sie ausgerechnet nach Deutschland ausgewandert?

Meine Frau war drei Jahre in Tunesien. Und aufgrund der Tatsache, dass sie eine Verbindung zu Deutschland hat, fiel uns die Entscheidung nicht schwer, den Weg nach Deutschland zu wählen. Ich habe ihr in den drei Jahren versprochen, mit nach Deutschland zu kommen. Des Weiteren habe ich ein Angebot aus Deutschland bekommen, da Handball spielen zu können. Man muss dazu sagen, dass ich Profihandballer gewesen bin und auch Nationalspieler meines Landes. Ich konnte durch dieses Angebot nebenbei Geld verdienen und weiter meinem „Hobby“ nachgehen, was für mich sehr wichtig war. Mir lagen Angebote aus Schwerin, Bad Schwartau und Ahrensburg vor, und ich entschied aufgrund der Nähe zu Hamburg für Ahrensburg. Seit 2009 spielte ich in Henstedt-Ulzburg und habe meine Karriere 2012 beendet. Seitdem arbeite ich als Sportlehrer in einem Verein mit kleinen Kindern zusammen, was mir sehr viel Spaß bereitet. Aber letztendlich bin ich der Liebe wegen nach Deutschland gekommen und habe diesen Schritt niemals bereut.

Fiel es Ihnen schwer die Sprache zu lernen? Wie ich höre sprechen Sie die Sprache sehr fließend.

Auf jeden Fall. Besonders die Grammatik ist nicht einfach für Ausländer zu lernen. Arabisch und Französisch konnte ich Kindesbeinen an sprechen. Englisch kam im Laufe des Lebens hinzu. Mit 28 Jahren noch einmal eine neue Sprache zu lernen, ist wirklich nicht einfach, besonders wenn es sich dann noch um die deutsche Sprache handelt. Am Anfang habe ich überhaupt kein Wort verstanden und brauchte Hilfe von meiner Frau. Ich habe einen B1 Kurs an der Universität absolviert, um mich verständigen zu können. Nachdem man diesen B1 Kurs absolviert hat, kann man einen deutschen Pass machen bzw. ein unbefristetes Visum erhalten. Alles in allem war das Erlernen nicht einfach, aber ich habe es geschafft.

Wurde Ihre Berufsausbildung denn sofort akzeptiert in Deutschland?

Durch das Visum durfte ich sofort arbeiten. Somit stand dem nichts im Wege.

Beschreiben Sie bitte einmal ihre sozialen Verhältnisse in Deutschland. In Deutschland sind die Lebensmittelkosten bzw. generell die Kosten bestimmt viel höher als in Tunesien. Leben Sie dadurch eher in Armut oder würden Sie sagen, sie kommen mit Ihrem Geld gut aus?

Das ersparte Geld in Tunesien hilft mir für meinen Neuanfang in Deutschland sehr. Durch den Job im Verein fällt es mir einfacher mit den Bedingungen in Deutschland zurecht zu kommen. Natürlich gibt es bei den Preisen und Ausgaben Unterschiede in Tunesien und Deutschland. Daher habe ich neben dem Trainerjob eine Schul-AG begleitet, um meiner Familie finanziell unter die Arme greifen zu können. Seit 2009 habe ich eine Vollzeitbeschäftigung als Trainer in Henstedt-Ulzburg. Ich würde sagen, mir geht es soweit gut, ich bin nicht reich, aber auch nicht arm. Von meinem Gehalt bleibt nicht viel übrig, aber trotzdem kann ich ein bisschen Geld sparen. Ich bin glücklich und zufrieden mit dem, was ich habe.

Kennen Sie weitere Personen aus Ihrem Umfeld, die den Sprung nach Deutschland gewagt haben?

Zwei weitere Personen, mit denen ich gut befreundet bin, leben in Deutschland. Die beiden Personen kannte ich schon vorher, da sie genauso Leistungssport in Tunesien betrieben haben wie ich auch. Die eine Person ist Profifußballer und heißt Karim Haggui. Zuerst spielte er in Straßburg, um später dann den Schritt nach Deutschland zu wagen. Unter anderem spielte er für die Vereine Leverkusen, Hannover und nun Stuttgart. Als er noch in Hannover lebte, konnten wir uns öfter sehen. Somit gehört er mit zu meinen besten Freunden. Die zweite Person ist Wael Jallouz. Er spielt Handball für den THW Kiel in der ersten Handball Bundesliga. Wael ist erst letztes Jahr nach Deutschland gekommen und kann noch nicht so gut Deutsch sprechen. Des Weiteren hat er keine Familie mit nach Deutschland gebracht. In der ersten Zeit oder jetzt auch immer noch sind wir als Familie immer für ihn da gewesen. Ich habe versucht, ihm die Eingewöhnungszeit so leicht wie möglich zu machen. Wir Tunesier sind alle eine Familie und helfen uns, wo wir nur können. Andere Tunesier habe ich hier in Deutschland kennen gelernt, obwohl ich sie vorher nicht kannte. Jedoch ist der Kontakt aufgrund meines Zeitmangels nicht so ausgeprägt, wie zu den anderen beiden.

Ist Ihr Kontakt denn noch sehr stark vorhanden in die Heimat?

Ja, klar. Auf jeden Fall! Meine Familie lebt noch dort. Zu meinen richtigen Eltern besteht sehr viel Kontakt. Mit meiner Adoptiv-Mutter spreche ich auch viel. Leider ist mein Adoptiv-Vater vor ein paar Jahren gestorben, was mich immer noch sehr traurig werden lässt. Zwei Mal im Jahr fliege ich in die Heimat, einmal im Oktober und einmal im Sommer, wenn ich trainingsfreie Zeit habe. Des Weiteren muss ich mein Haus pflegen und genieße es dann sehr, wenn ich „Urlaub“ zu Hause machen

kann mit meiner Familie natürlich. Durch Skype und andere Chatrooms kann ich ständig den Kontakt aufrechterhalten. Ich bin sehr dankbar für diese Medien. Ich kann sagen, dass ich mich ständig über mein Land informiere. Ich lese jeden Tag Zeitung, um bloß alles zu wissen. Der Kontakt ist sehr wichtig für mich und ich kann nicht auf ihn verzichten. Tunesien ist einfach mein Land.

Waren Sie jemals illegal in einem Land?

Egal in welchem Land ich auch gewesen bin, ob Frankreich oder Deutschland, ich hatte immer ein Visum und war jedes Mal legal in diesem Land. Ich möchte niemals ein Risiko eingehen. Die Gefahr, bestraft zu werden, ist viel groß und meine Familie ist mir dafür viel zu wichtig, um Schande über sie zu bringen. Durch meinen deutschen Pass habe ich keinerlei Probleme mehr.

Apropos deutscher Pass, warum haben Sie sich für den entschieden?

Das ist einfach für mich zu beantworten. Wenn ich keinen Pass besitze, muss ich alle drei Jahre mein Visum verlängern lassen. Das bedeutet für mich sehr viel Stress. Dabei müssen wieder alle Unterlagen eingereicht und sämtlich Fragen beantwortet werden. Jetzt fällt dieser Stress weg. Ich rede deutsch, ich arbeite in diesem Land und muss daher kein Visum mehr verlängern lassen. Ich bin wirklich sehr froh, einen deutschen Pass zu besitzen. Durch den deutschen Pass fühle ich mich auch integrierter in diesem Land. Mein Respekt gegenüber der deutschen Kultur ist sehr groß, obwohl ich aus einem muslimischen Land komme.

War es denn einfach für den Aufnahmetest zu lernen?

Ein bisschen auf jeden Fall. Den B1 zu machen, fiel mir wirklich nicht einfach. Mit 33 noch einmal in der Universität zu sitzen, um zu lernen, war schwierig. Aber ich hatte Glück und habe meine Tests bestanden und somit den deutschen Pass erhalten. Normalerweise erhält man den Pass frühestens nach sechs Monaten. Jedoch habe ich den Pass schon nach acht Wochen erhalten. Das hat mich sehr glücklich und stolz gemacht.

Fühlen Sie sich denn nun anders mit dem deutschen Pass, also würden Sie sagen, Sie sind nun ein richtiger Deutscher oder fühlen Sie sich weiterhin als richtiger Tunesier?

Ich möchte nicht lügen, ich bin weiterhin Tunesier und fühle dieses auch in meinem Herzen. Jedoch vergesse ich nicht, was Deutschland alles für mich leistet. Meine Familie wohnt hier, mein Sohn ist Halbdeutscher, ich fühle schon etwas Besonderes, wenn ich an Deutschland denke. Mein Respekt, wie gesagt, ist gegenüber Deutschland ziemlich groß, und ich möchte hier leben und auch arbeiten. Mein Herz bleibt aber auch immer in Tunesien. Das ist das Land, in dem ich aufgewachsen bin,

auch lebt dort meine Familie. Das kann ich nicht vergessen. Auch wenn ich nach Tunesien reise, sage ich teilweise, dass ich Deutscher bin. Selbst wenn Deutschland Fußball spielt, zum Beispiel gegen Italien, ich juble stets für Deutschland. Ich bin halt Deutscher. Daher hängt mein Herz an beiden Ländern, mehr zwar an Tunesien, trotzdem bin ich sehr gerne hier!

Abschließende Frage, würden sie Deutschland irgendwann noch einmal komplett verlassen oder können Sie sich vorstellen, dass Sie hier Ihr ganzes Leben verbringen können?

Deutschland, speziell Hamburg ist sehr schön. Ich fühle mich hier sehr wohl und habe sogar ein Haus gekauft. Damit habe ich gezeigt, dass ich hier bleiben möchte. Solange ich einen Job in Deutschland habe, kann ich hier bleiben. Wenn ich keinen habe, weiß ich nicht, was ich machen soll. Ich muss die Familie weiterhin ernähren können, sonst kann ich nicht glücklich sein. Also würde ich Deutschland nur verlassen, wenn ich keinen Job mehr bekommen könnte. Jedoch bleibt der Kontakt zu Deutschland immer bestehen. Die nächsten Jahre plane ich auf jeden Fall in Deutschland zu bleiben, aber nur wenn ich auch einen Job habe.

Vielen Dank für Ihr Interview Herr Gafsi und alles Gute für Sie und Ihre Familie.

Der Mensch braucht Demokratie, um sich zu Hause zu fühlen

Interview mit einer Frau aus Minsk

von Deborah Stahlschmidt

Im Folgenden möchte ich über eine Frau schreiben, die mich durch ihren Willen und ihre Leidenschaft fasziniert hat und durch die ich neu entdeckt habe, in was für einem privilegierten Land wir leben.

Meine Interviewpartnerin ist 1975 in Minsk geboren und aufgewachsen. Sie wurde russisch-orthodox gesalbt und getauft. Nachdem sie die allgemeinbildende und die Musikschule besucht hatte, begann sie ihr Musikstudium mit dem Hauptfach Klavier.

Schon immer war sie ehrenamtlich tätig, doch besonders prägend war für sie die ehrenamtliche Tätigkeit in dem Waisenhaus „Tschernobils Kinder“. Diese Kinder waren stark auf ehrenamtliche Mitarbeiter angewiesen, da es keinerlei Hilfe von Seiten der Regierung gab. Kleine Ausflüge oder gemeinsames Basteln, Musizieren und Spielen brachte Farbe in den tristen Alltag der Kinder.

In dieser Zeit lernte die junge Frau ihren Ehemann kennen. Dieser kam als evangelischer Pastor mit einer Gruppe ehrenamtlicher Mitarbeiter, in regelmäßigen Abständen aus Deutschland nach Minsk, um das Projekt „Tschernobils Kinder“ zu unterstützen. So kam es, dass sie und er Kontakt hielten und sich lieben lernten. Ihr Ehemann machte ihr eines Tages einen Antrag und die beiden entschieden im Jahre 2000, zusammen nach Deutschland zu ziehen. Die ersten zwei Jahre in Deutschland waren zunächst nicht einfach. Meine Gesprächspartnerin sprach nur Englisch, womit sie aber in dem Ort, in dem sie wohnte, wenig anfangen konnte, da nur die wenigsten des Englischen mächtig waren. Außerdem musste sie die Erfahrung machen, dass einige Menschen sie wegen ihrer Sprache nicht immer ernst nahmen.

Doch sie fing schnell an, die deutsche Sprache zu lieben und mit viel Ehrgeiz und Willen zu lernen. Sie war darüber hinaus in der Gemeinde ihres Mannes engagiert. Die evangelisch-lutherische Botschaft faszinierte und berührte sie. Noch nie zuvor hatte sie sich so frei in ihrem Glauben gefühlt und entschied zu konvertieren. Nach

zwei Jahren zog das Ehepaar mit ihrem nun ersten Kind nach Hamburg, bedingt durch einen Berufswechsel des Ehemannes. Sie engagierte sich viel in ihrer neuen Kirchengemeinde und lernte schnell und vor allem sehr gut die deutsche Sprache.

Diese Fähigkeit eröffnete ihr neue Möglichkeiten und sie fing an selbstständig Klavierunterricht zu geben.

In dem Stadtteil, in dem sie nun in Hamburg lebte, musste sie leider die bittere Erfahrung machen, dass Menschen sie wegen ihres Akzentes belächelten. Es kam sogar vor, dass sie gefragt wurde, ob sie als Putzfrau arbeite oder warum sie sonst hier sei. Solche Äußerungen versuchte die selbstbewusste Frau nicht an sich heran zu lassen, sondern ging weiter mutig ihren Weg.

Leider wurde ihr Musikstudium, das sie bereits in Minsk abgeschlossen hatte, hier in Deutschland nicht vollkommen anerkannt und so hatte sie keine Chance einen geeigneten Job zu bekommen. Nachdem ihr nun zweites Kind alt genug war, beschloss sie in Hamburg Lehramt zu studieren. Hausfrau, Mutter und Studentin, keine leichte Aufgabe, aber sie ist eine ehrgeizige Frau, die es liebt zu lernen und herausgefordert zu werden. Aktuell studiert sie außerdem noch in Lübeck an der Musikhochschule. Sie ist sehr dankbar über die Möglichkeit und sieht es als großen Luxus studieren zu dürfen, auch wenn es oft anstrengend und kraftraubend ist.

Wenn man sie heute fragt, wie sie die Zeit des Einlebens und auch das Leben jetzt erlebt und erlebt hat, erstaunt es, wie positiv und dankbar sie ist. Auf die Frage, ob sie Deutschland ihr zu Hause nennen könne, oder ob sie sich zurück nach Minsk sehne, antwortete sie prompt: „Deutschland ist mein zu Hause. Ich vermisse Weißrussland nicht. Wie soll man einen Ort sein zu Hause nennen, wenn dort Menschenrechte mit Füßen getreten werden. Der Mensch braucht Demokratie um sich zu Hause zu fühlen.“

Meine Gesprächspartnerin denkt vor allem an die Zukunft ihrer Kinder und ist dankbar, dass diese in einem freien Land wie Deutschland aufwachsen dürfen. Sie fühlt sich sehr wohl, und genießt deutsche Pünktlichkeit und Ordnung. Das passe zu ihrem Typ, erzählt sie lachend.

Sie sieht es als Privileg studieren zu dürfen, ihre Meinung frei äußern zu können, zu wissen, dass Sozialsysteme in Deutschland funktionieren. Das Leben ist vielleicht trotzdem nicht immer so, wie man es sich vorstellt, aber ein dankbares Herz macht es einfacher, und ein freies Land gibt einem die Möglichkeit sich wirklich zu Hause fühlen zu können.

Das größte Hemmnis ist die Sprache

Interview mit einer Migrantin aus Kasachstan

von Mike Stein

Wann und wo wurden Sie geboren?

Ich wurde am 15. Februar 1988 in Dschambul, Kasachstan geboren.

Können Sie mir etwas über das Aufwachsen in Kasachstan erzählen?

Ich erinnere mich nicht an viele Einzelheiten aus meiner Kindheit in Kasachstan. Doch kann ich sagen, dass meine Eltern meinem Bruder und mir eine schöne Kindheit geboten haben. Wir verlebten die Zeit dort sehr glücklich zu viert. Die Sommer verbrachten wir meistens in unserer Gartenlaube. Ich erinnere mich gerne noch an die Zeiten zurück, als mein Bruder und ich dort spielten.

Unter welchen Umständen verlebten Sie die ersten Jahre dort?

Die Lebensbedingungen waren sehr einfach. Das Einkommen meiner Eltern reichte allerdings aus, um gut „über die Runden“ zu kommen. Damals herrschte in Kasachstan eine große Lebensmittelknappheit, wodurch für uns die Auswahl an Lebensmitteln (wenig Obst etc.) sehr gering war. Das war so das gravierendste, was mir einfällt. Wir lebten unter recht einfachen Bedingungen, aber ich würde sagen nicht weniger glücklich.

Wann und warum migrierten Sie nach Deutschland?

Meine Eltern, mein Bruder und ich zogen im April 1993 nach Hamburg. Meine Eltern sahen in Kasachstan kein Entwicklungspotenzial für meinen Bruder und mich. Ein weiterer Grund dafür waren die immer öfter auftretenden Unruhen im Land ausgehend von einigen Gruppierungen der Kasachen.

Fiel der Abschied in und von der Heimat schwer?

Mir fiel der Abschied sehr schwer, da ich lieb gewonnene Freunde und Familienmitglieder zurücklassen musste. Außerdem musste ich mich auf ein neues Land, eine neue Kultur und eine neue Sprache einstellen.

Gab es Schwierigkeiten bei dem Migrationsprozess?

Überwiegend bestand die Schwierigkeit darin, sich zu verständigen. Außer dem wenig Plattdeutsch, das meine Mutter beherrschte, sprach keiner von uns die Sprache. Ich konnte sie mir, dank meines jungen Alters am schnellsten aneignen.

Wie kann ich mir das Aneignen der Sprache vorstellen?

Nun meine Eltern versuchten die deutsche Sprache über Sprachkurse möglichst schnell zu erlernen. Wir Kinder durften, vor allem am Wochenende, viele deutsche Kinderserien gucken, wodurch sich unser deutsches Vokabular und Sprachverständnis schnell erweiterte.

Welche positiven und negativen Erlebnisse haben Sie in Deutschland erlebt?

Sehr positiv nahm ich die große Auswahl an Lebensmitteln, wie Obst, Gemüse und Getränke wahr. Die Infrastruktur war sehr viel geregelter und größer als zu Hause in Kasachstan. Des Weiteren konnte ich sehr schnell Anschluss und Freunde in der Schule finden.

Schwierig war für mich eine lange Zeit noch mein geringer deutscher Wortschatz. Das Verständigen fiel nicht immer ganz leicht. Meine Eltern konnten, gerade auch deswegen, nicht so schnell eine Arbeitsstelle hier in Deutschland finden. Das nagte natürlich an unser aller Nerven. Nicht zuletzt mussten wir nach unserer Ankunft eine längere Zeit in einem Aussiedlerlager wohnen, was selbstverständlich nicht viel Komfort bot. Alles in Allem lebten wir einfach, jedoch wiederum glücklich und die Lebensbedingungen wurden mit der Zeit immer besser.

Fühlen Sie sich heute vollkommen integriert in Deutschland?

Ja, auf jeden Fall. Ich hatte ja das Glück, dass der Wohnortwechsel für mich sehr früh kam, was die Eingliederung erheblich erleichterte. Ich konnte schon sehr früh die „fremde“ Sprache lernen, habe das Abitur und eine Ausbildung erfolgreich absolvieren können und arbeite nun - wie jede andere deutsche Staatsbürgerin - in einem netten Unternehmen ohne Probleme.

Ich danke Ihnen für das nette Interview.

Das Fremdsein Gefühl

Interview mit einer Studentin aus Ghana

anonym

Hallo! Danke, dass du dir Zeit genommen hast. Wie ich im Vorfeld erwähnt hatte, würde ich gerne ein Interview mit dir durchführen, basierend auf einem meiner Seminare. Das Leitthema ist das „Fremdsein Gefühl“. Ich würde gerne, dass du vielleicht erstmal was von dir erzählst.

Ja Hi! Ich bin 29 Jahre alt. Meine Wurzeln liegen, wie man deutlich sieht, in einem „fremden Land“. Ich komme gebürtig aus Ghana, studiere jetzt hier an der Uni Hamburg und – ja, soweit zu mir.

Sehr gut. Also unser Leitthema ist ja das „Fremdsein Gefühl“. Hast du dich in deinem Leben schon „fremd gefühlt? War es ein positives, oder ein negatives Gefühl?

(schmunzelt) Ja klar hab ich mich schon einmal fremd gefühlt, ständig fühle ich mich fremd, aber ich denke, dass es normal ist. Ich denke fremdsein ist etwas, was unabhängig von Hautfarbe oder Kultur ist. Natürlich unterstützen diese Eigenschaften das „sich fremd fühlen“, aber jeder andere Mensch kann sich auch fremd fühlen. Ich denke es ist eine Sache, wie man mit Situationen umgeht. Ich meine, es ist abhängig vom Selbstbewusstsein. Wenn du beispielsweise irgendwo eingeladen bist und du kennst die Leute nicht, dann kannst du dich unwohl fühlen, oder du kannst selbst offen auf Menschen zugehen, was wiederum meistens die Kommunikation untereinander fördert und dir möglicherweise die Bekanntschaft zu wunderbaren Menschen ermöglicht. Es gibt Momente, in denen es unangenehm ist, anders zu sein oder sich als etwas anderes zu fühlen. Aber es gibt auch Momente, in denen es ein tolles Gefühl ist, einzigartig zu sein bzw. sich einzigartig zu fühlen. Ist das im Leben nicht immer so, es gibt immer zwei Seiten der Medaille. (lacht)

Da hast du Recht. Du ich habe dir noch ein Bild mitgebracht und würde dich gerne bitten, was dazu zu sagen. Was denkst du darüber? Stimmst du dem zu? Einfach deine Eindrücke.

Alles klar.

Ich zeige das Bild (vgl. S.XXX). Die interviewte Person lächelt und schaut es sich vorerst nur an. Ich gebe einige Minuten Zeit, damit die Person ihre Gedanken sortieren kann.

Also meinetwegen kann es weitergehen.

Gut, also dann schieß los.

Erst einmal ist es ziemlich...naja... in Schubladen gedacht. Im Endeffekt hätte man einen Schwarzen inmitten von Weißen hinstellen können, wenn wir schon dabei sind. Oder einen Armen unter Reichen, oder, oder, oder. Einfach schwarz-weiß-Denken, ohne andere Farben. Ich finde schade, dass hier wieder vordergründig Kultur und Hautfarbe bzw. Aussehen Kriterien sind, die zum „fremdsein Gefühl“ beitragen. Ich finde, auch eines der Schafe könnte vielleicht dieses Gefühl empfinden. Vielleicht gibt es das berühmte schwarze Schaf inmitten der angeblich homogenen Gruppe. Das Zitat finde ich ganz schön. Ich wünschte, es wäre immer so, dass man mit offenen Armen empfangen werden würde, aber die Gesellschaft hier in Deutschland ist da ja eher nicht so für. Nee, ok warte, das war falsch formuliert. Was ich meine ist, dass man Neues erstmal skeptisch betrachtet, vielleicht ist dies aber normal heutzutage. Heterogenität ist etwas wunderbares, eine Vielzahl an Unterschieden ermöglicht eine grenzenlose Vielfalt. Teilen, Lernen, Erkennen, Lieben sind doch die Dinge, die das Leben so einzigartig machen.

Das stimmt. Ok, ich glaube das war's auch schon. Möchtest du noch was zum Schluss sagen?

Hmmm, der berühmte Schlusssatz, was? (lacht). Vielleicht, dass man sich nicht schämen sollte, man sollte stolz auf sich sein, auf seine Wurzeln und sich nicht in Schubladen stecken lassen. Ich denke, dass „fremdsein“ etwas ist, wozu zwei gehören, jemand der dich ausschließt, aber auch du selbst, der sich ausgrenzt.

Weise Worte.

Die Leute fragen nach meinem Namen, dann kann ich ihnen meine Geschichte erzählen

Interview mit Simela Samoilis

von Juval Karanikas und Felix Wensien

Hallo Simela, wie alt bist du?

Simela: Ich bin 26 Jahre alt.

Wo bist du geboren?

Simela: Ich bin in Ioannina geboren, das ist eine Stadt im Norden Griechenlands

Wann bist du nach Deutschland gekommen und Warum ?

Simela: Ich bin 1990 nach Deutschland gekommen, weil meine Eltern hier arbeiten wollten. Mithilfe meines Patenonkels, fanden wir eine Schneiderei, die wir übernehmen konnten.

Welche Kultur hat dich in deiner Erziehung mehr geprägt?

Simela: Das lässt sich so leicht nicht beantworten. Einerseits hat mich schon die griechische Kultur und Tradition geprägt (griechisch-orthodox), weil mein Vater oft griechische Musik gespielt hat, da er Musiker ist und auch viel griechisch gesprochen zuhause. Die deutsche Kultur habe ich natürlich durch meine Freunde und durch die Schule kennen gelernt.

Fühlen Sie sich eindeutig einer Kultur zugehörig?

Simela: Nein

Gibt es Situationen in denen Du es als Bereicherung erlebst oder erlebt hast, biculturell aufgewachsen zu sein?

Simela: Ich denke es ist immer eine Bereicherung biculturell aufzuwachsen, denn man ist offener für andere Kulturen und wächst mehrsprachig auf, was hilfreich ist für das Lernen einer weiteren Sprache. Ich erlebe häufig interessierte Nachfragen,

die die Herkunft meines Namen betreffen - das ist ein schönes Gefühl, weil man von seiner Geschichte erzählen kann und so aufklären kann und den sozialen Umgang in einer Gesellschaft voran bringt.

Gibt es Verhaltensweisen, die für Dich charakteristisch sind und die Du als typisch deutsch oder typisch griechisch einstufen würdest?

Simela: Typische deutsche Verhaltensweisen sind für mich: Pünktlichkeit und Organisation. Typische griechische Eigenschaften sind für mich: Pünktlichkeit, Temperament, Großzügigkeit.

Nicht jede Migrationsgeschichte muss ein Trauma sein

Interview mit einer dänischen Migrantin in Deutschland

anonym

Ich habe mich dazu entschlossen ein positives Beispiel über eine Migration nach Deutschland zu erzählen, denn Migration muss nicht immer aus traurigen oder tragischen Gründen passieren, sondern Migration kann auch aus schönen Erlebnissen geschehen.

Dazu interviewte ich meine Mutter, die aus Dänemark nach Deutschland migrierte. Ich sagte zu ihr: „Erzähl mir deine Geschichte, wie du nach Deutschland kamst, alles was du wichtig findest, ist mir wichtig.“

Meine Mutter wurde 1964 im Süden Dänemarks geboren und wuchs dort auf. Sie ging zur Schule und anschließend studierte sie Deutsch und Wirtschaft in Dänemark. Für bessere berufliche Chancen in diesem Bereich des Berufes, wollte sie ihre Deutschkenntnisse aus der Schule verbessern. Sie und eine Freundin von ihr, bewarben sich um ein Stipendium. Das Stipendium ermöglichte ihr die Finanzierung des Auslandsjahres. Allerdings sollten sich die dänischen Studenten selbst um eine Unterkunft in Deutschland kümmern. Über Bekannte fand sie in Deutschland ein Zimmer in einer WG.

In Deutschland (Kiel) angekommen, gab es vom Stipendium aus eine „Ausländergruppe“. Eine Gruppe aus Stipendiums Studenten aus vielen verschiedenen Ländern. Meine Mutter belegte in Deutschland einen Kurs, namens „Deutsch für Ausländer“. In diesem Kurs wurde die deutsche Grammatik gelehrt, so wie deutsche Texte zu verstehen und zu schreiben. Dieser Kurs war leicht, weil sie das meiste aus ihrer Schulzeit und dem Studium schon konnte. In dem Kurs waren auch viele „Ausländer“ anderer Länder, die die deutsche Sprache deutlich weniger gut konnten, als die Dänen der Austauschgruppe. Ebenso belegte sie Kurse an der Uni, wie BWL und Marketing, in denen keine Prüfung abgelegt werden musste.

In der WG in der meine Mutter wohnte, lebten insgesamt neun WG Bewohner zusammen. Nach einiger Zeit (nach ca. drei Monaten Aufenthalt in Deutschland) zog

ein Mitbewohner aus und ein neuer Mitbewohner ein. Mein Vater. Zuerst arbeitete er in Kiel, bis er für einige Zeit nach Stuttgart ging. Doch in Stuttgart verlief es nicht so, wie es geplant war. Daher ging er wieder zurück nach Kiel zu seinem ursprünglichen Arbeitsplatz. In Kiel bekam er dann über einen Bekannten das Zimmer in der WG, in der auch meine Mutter wohnte. So lernten meine Eltern sich kennen und wurden schließlich später ein Paar.

Als das Auslandsjahr meiner Mutter in Deutschland um war, ging sie wieder zurück nach Dänemark (Odense), um dort ihr Studium zu beenden. Während dieser Zeit führten meine Mutter und mein Vater eine Fernbeziehung. Diese wurde zusätzlich dadurch erschwert, dass mein Vater in Bremen zu Projekten seiner Firma arbeitete und in der Woche dort lebte. Fast jedes Wochenende fuhr mein Vater aus Bremen nach Dänemark und besuchte meine Mutter in ihrer Studentenwohnung. Im selben Jahr, am 1. Advent, verlobten sich die beiden und hatten sich bereits auf ein Hochzeitsdatum im Mai geeinigt. Im März gab meine Mutter schließlich ihre Diplomarbeit ab und schrieb Bewerbungen in Dänemark, denn mein Vater überlegte nach Dänemark zu ziehen. Zu dem Zeitpunkt gab es in Dänemark jedoch viel Arbeitslosigkeit und mein Vater bekam keinen passenden Arbeitsplatz. Deshalb behielt er seinen Arbeitsplatz in Deutschland und selbst blieb er auch in Deutschland. Im Mai heirateten die Beiden dann in Dänemark. Meine Mutter entschied sich einige Monate später, ihre Studentenwohnung in Dänemark (Odense) aufzugeben und zog zunächst zu ihren Eltern auf den Bauernhof (bei Tinglev) zurück, um weniger Kosten zu haben. Auch nach der Hochzeit stand noch nicht fest, ob meine Eltern nach Dänemark, oder nach Deutschland gehen würden. Trotzdem mietete mein Vater eine Wohnung in Deutschland (Kiel). In der Woche war mein Vater in Deutschland und hat dort gearbeitet, am Wochenende war er in Dänemark bei meiner Mutter. Meine Mutter hatte sich immer gesagt: „entweder Kinder oder arbeiten“. Drei Monate nach der Hochzeit wurde sie schwanger. Also stand für sie fest, dass sie sich nun um ihr Kind kümmern würde. Weil ihre Ärzte und Geburtsvorbereitungen in Dänemark waren, blieb sie zunächst in Dänemark. Deshalb suchten meine Eltern eine gemeinsame Wohnung in Dänemark, doch sie fanden keine passende. Im Mai in dem darauf folgenden Jahr wurde ich in Dänemark (Sonderburg) geboren. Immer noch war meine Mutter in Dänemark unter der Woche allein und am Wochenende kam mein Vater sie besuchen.

Nach ca. 1 ½ Jahren (am 31.12.1991) zogen meine Eltern dann gemeinsam nach Deutschland in die Wohnung meines Vaters in Kiel, weil sie ihre Fernbeziehung (bzw. Fernehe) beenden wollten und mein Vater in Deutschland einen sicheren Arbeitsplatz hatte. Ab diesem Zeitpunkt stand dann für meine Mutter fest, dass sie nicht mehr zurück nach Dänemark gehen würde. Sie meint es sei auch besser so für meinen Vater, weil er die dänische Sprache nicht gut kann und er auch nicht so gut nach Dänemark passen würde. In Deutschland musste meine Mutter ganz viele

behördliche Formulare mit z.B. Aufenthaltsgenehmigung bearbeiten, aber das war ok für sie. Es war nicht ganz so schwierig, da meine Eltern verheiratet waren. Mein Vater musste aber z. B. beim Ordnungsamt unterschreiben, dass er für meine Mutter bürgt mit 30.000 DM, dass sie einen Stempel mit der Aufenthaltsgenehmigung bekommt.

In Deutschland ist alles ein bisschen anders als in Dänemark, aber auch nicht viel anders, sagt meine Mutter. Sowohl das Essen, als auch die Kultur, das Schulsystem, das Verhalten der Menschen, jede Kleinigkeit eigentlich. Es gibt z.B. viele Lebensmittel in Dänemark, die es in Deutschland nicht gibt. Das dänische Fernsehen vermisst sie immer noch sehr. Es war für meine Mutter sehr schwer andere Menschen kennen zu lernen und Freundschaften zu finden. In Dänemark treffe man sich eher spontan, in Deutschland braucht man meistens eine Verabredung bzw. einen Termin, um sich mit Freunden zu treffen. Lange Zeit vermisste meine Mutter es eine Freundin in Deutschland zu haben. Sie findet es sehr schwer an die Menschen in Deutschland heran zu kommen. Meiner Mutter hat es sehr geholfen, dass die Eltern von meinem Vater in der Nähe wohnten. Die deutsche Sprache war beim Knüpfen von sozialen Kontakten für meine Mutter kein Problem, da sie diese bereits vorher gelernt hatte. Zwischendurch mussten meine Eltern immer wieder behördliche Formulare ausfüllen und bearbeiten. Das ist heutzutage zum Glück nicht mehr so viel, wie es zu Beginn war. Zu Feiertagen vermisst meine Mutter z. B. die dänischen Traditionen in der Weihnachtszeit. Aber sie lernt auch neue Feiertage kennen, wie z.B. St. Martinstag Laterne laufen, oder Nikolaus. Manche Traditionen haben meine Eltern einfach vermischt. Weihnachten wird bei uns gefeiert, indem wir in die Kirche gehen, gutes Essen essen, um den Weihnachtsbaum tanzen und dabei (christliche-) Weihnachtslieder singen. Meine Eltern besuchten die Verwandtschaft meiner Mutter in Dänemark sehr oft. Oft wenn mein Vater frei hatte, waren sie in Dänemark und ihren Urlaub verbrachten sie auch in Dänemark. Dies wurde dann nach einigen Jahren etwas weniger, da meine Eltern nicht mehr so viel freie Zeit hatten. Sie bauten ein Haus in der Nähe von Kiel und ich bekam noch vier weitere Geschwister. Heute besuchen wir unsere dänischen Verwandten hauptsächlich zu besonderen Anlässen und Familienfeiern, so wie zum Urlaub machen.

Mittlerweile lebt meine Mutter seit 22 Jahren in Deutschland. Sie hat immer noch ihren dänischen Pass (in Dänemark ist der Pass gleichzeitig auch der Ausweis) und keinen deutschen Personalausweis bzw. die deutsche Staatsbürgerschaft. Sie will die dänische Staatsbürgerschaft auch auf jeden Fall behalten, für den Fall, dass sie irgendwann doch wieder zurückgehen sollte. Denn meine Mutter findet das Sozialsystem in Dänemark gerechter und sozialer als das Deutsche, wenn es z. B. um Arbeitslosengeld oder um die Rente geht. Allerdings hat sie dadurch einen großen Nachteil, den sie jedoch in Kauf nimmt, denn sie darf in Deutschland nicht an den Bundestagswahlen und auch in Dänemark nicht an den Wahlen teilnehmen.

Trotz der 22 Jahre, die sie nun in Deutschland lebt, hat sie immer noch länger in Dänemark gelebt, selbst wenn sie länger in Deutschland gelebt haben sollte als in Dänemark, sei sie im Herzen immer noch Dänin. Das merkt sie daran, dass sie bei z. B. wichtigen Fußball- oder Handballspielen in erster Linie für den Sieg der dänischen Mannschaft ist, und in zweiter Linie für Deutschland. Sie sagt, sie fühle sich manchmal immer noch als Ausländerin in Deutschland. Manchmal ist das ein Bonuspunkt für sie Ausländerin zu sein, weil andere Menschen davon begeistert sind, dass sie Dänin ist, aber dann fragt sie sich, ob das nur an ihrer Herkunft liegt und diese Menschen gar nicht von ihrer Person selbst begeistert sind. Auch durch Kleinigkeiten wie behördliche Formulare wird sie daran erinnert, dass sie Ausländerin ist. Auch wenn sie in Dänemark ist, fühlt sie sich als Ausländerin, zumindest nicht mehr so richtig als Dänin. Denn manchmal hat sie Wortfindungsprobleme im dänischen Vokabular, da sie den Wandel der dänischen Sprache nicht mitbekommt und sie hat vieles aus den dänischen Medien nicht mitbekommen und kann dadurch nicht mitreden. Dadurch fühlt sie sich fremd. Außerdem wissen ihre dänischen Freunde und Verwandte, dass sie in Deutschland lebt und ist damit auch für die Dänen eine Ausländerin. Dennoch fühlt sie sich in Deutschland wohl und zuhause und weiß, dass sie in Deutschland ihren Platz hat. Auch nach 22 Jahren in Deutschland würde meine Mutter sich, wenn sie die Zeit noch einmal zurück drehen könnte, wieder dafür entscheiden nach Deutschland zu gehen. Denn sie kann sich nicht vorstellen, wie sie in Dänemark leben würde, so wie es ist, sei es schon ganz gut. Denn sie hat viele Freunde und einige Aufgaben gefunden, bei denen sie sich wohlfühlt. Und auch ihre Kinder sind alle in Deutschland aufgewachsen und leben dort.

Ich fragte meine Mutter, ob sie von ihrer Familie, Freunden oder Bekannten in ihrer Entscheidung nach Deutschland zu gehen beeinflusst wurde. Darauf antwortete sie, dass keiner versucht hätte, sie zu hindern nach Deutschland zu gehen. Teilweise beeinflussen ließ sich meine Mutter durch die christliche Gemeinde in Deutschland, die sie in ihrem Auslandsjahr kennenlernte und sehr mochte. Die Mutter meiner Mutter wies teilweise auf freie Wohnungen in Dänemark hin, doch meine Eltern waren sehr frei in ihrer Entscheidung, in welches Land sie gehen würden. Meine Mutter vermutet, dass es auch daran liegen kann, dass Kiel „nur“ 1 ½ Autostunden von dem Wohnort ihrer Eltern in Dänemark entfernt liegt. Ihre Eltern hätten sich vermutlich mehr eingemischt, wenn meine Eltern in den Süden von Deutschland gegangen wären und die Entfernung größer gewesen wäre.

Bei dem Interview merken meine Mutter und ich, dass sie sich an vieles nicht mehr so genau erinnern kann und es zu der Zeit ihrer Fernbeziehung und Fernehe viel hin und her gab und meine Eltern sich für lange Zeit nicht entscheiden konnten, in welchem Land sie jetzt bleiben wollten.

“Wenn ich könnte, dann würde ich zurück nach Afghanistan gehen, mit einem Koffer voller Selbstbewusstsein für jede Frau in meinem Gepäck.“

Interview mit Waheeda Eimaq

von Julia Adolphi

Waheeda, was war dein Grund nach Deutschland zu kommen?

Als ich 1997 nach Deutschland kam, die Liebe. Aber eigentlich kann ich nicht sagen die Liebe, ich hatte meinen Mann ja bis dahin gar nicht gesehen. Meine Eltern haben ihn damals für mich ausgesucht und ich war damit einverstanden ihn zu heiraten.

Ich wusste, dass ich nach Deutschland muss, wenn ich ihn heirate, weil er bereits in Deutschland gelebt hat. Als 1986 in Afghanistan der Krieg angefangen hat, ist er erst nach Pakistan, dann nach Saudi Arabien und von dort schließlich nach Deutschland geflohen.

Als du in Deutschland angekommen bist, was hast du da gefühlt.

Alles war so anders; für mich war alles ganz neu. Die vielen Möglichkeiten, die ich hier hatte. Für mich war das wie ein Paradies. Das erste Mal als ich mich waschen wollte, kam Wasser aus der Wand. Ich musste nichts vorbereiten, nicht vorher Wasser holen und Feuer machen, damit ich warmes Wasser habe. Als Erfan geboren wurde, haben wir den Krankenwagen gerufen, die wollten mich anfassen, aber ich habe das nicht gewollt. Trotzdem war ich so dankbar für die Hilfe und habe mich gefragt, wie es meine Mutter geschafft hat, zehn Kinder ohne diese Möglichkeiten zu bekommen, ohne Arzt, ohne Hebamme. Aber ich war auch traurig als ich hier ankam. Ich hatte das Gefühl, dass ich etwas verloren hatte und ich war damals sehr ruhig und verschlossen. Die Trennung von der Familie war so schwer, ich habe mich hier sehr allein gefühlt.

Fühlst du dich heute mehr deutsch oder afghanisch?

Eigentlich fühle ich mich nicht deutsch, weil ich weiß, dass ich nicht als Deutsche in Deutschland akzeptiert werde. Ich kann das zwar sagen, aber ich werde nicht akzeptiert, weil ich nicht aus Deutschland bin, ich bin nur hierher gekommen.

Weißt du was ich bin? Ich bin ein Mensch, der hier lebt und ich versuche tolerant zu sein, mich so zu verhalten, dass ich mit den anderen Menschen klar komme. Mein Ziel ist, dass ich der Gesellschaft etwas zurückgebe. Meine Kinder haben hier eine großartige Zukunft und wir werden etwas zurückgeben, was Deutschland uns gegeben hat.

Was hast du an Kultur aus deiner Heimat mitgenommen?

Die Sprache ist mir besonders wichtig, vor allem zuhause. Ich habe, wenn ich mit meinen Kindern spreche, in meiner Wohnung ein Stück Heimat. Und natürlich auch das Essen. Ich koche ausschließlich afghanisch. Auch die afghanische Gastfreundschaft ist mir sehr wichtig. Nicht, dass die Deutschen nicht gastfreundlich sind, aber ich gebe dir ein Beispiel: Wenn ein Gast kommt, freue ich mich, ich koche und bereite alles vor, was ich kann. Ich denke dann gar nicht an das Geld und daran wie viel ich verdiene oder ausgeben kann. In Afghanistan ist jeder Besuch ein Freund Gottes. Früher hatten wir nie viel zu Essen zuhause, aber wenn Besuch kam, dann haben wir tagelang weniger gegessen, um dem Besuch alles bieten zu können. Diese Art und Weise im Umgang ist bei mir geblieben.

Was ist für dich in Deutschland ein kleines Stück Afghanistan?

Neben meiner Sprache auch die Feste. Zum Beispiel Neujahr. Manche Landsleute, die hier in Deutschland leben, machen nicht so viel an Neujahr. Aber ich mache alles, an was ich mich von zuhause erinnern kann. Ich muss das machen; wenn nicht, bin ich unruhig und es erfüllt mich mit Ruhe und Glück, wenn alles ganz genau so ist wie zuhause in Afghanistan. Dann kommen alle Erinnerungen und ich fühle mich ganz wohl, das ist mit nichts zu vergleichen.

Würdest du heute Deutschland verlassen, um für immer nach Afghanistan zurückzugehen?

Eigentlich nicht. Auf der einen Seite möchte ich gerne zurück und bei meiner Familie sein, damit meine Kinder endlich mal wissen wie das ist, in einer großen Familie aufzuwachsen.

Wir sind von allem so weit weg. Meine Eltern werden immer älter, aber ich kann es mir nicht leisten Urlaub zu machen. Wenn ich tief nachdenke, dann werde ich traurig. Sie haben keine, wie soll ich sagen, Bindung. Ich kenne noch das Gefühl was

ich als Kind hatte. Wir haben in der Familie zwei verschiedene Orte als Heimat betrachtet. Bevor meine Eltern geheiratet haben, haben sie in Panjshir gelebt, eine wunderschöne Stadt, mit vielen Gärten und einem herrlichen Klima. Dann sind sie nach Kunduz gezogen, weil mein Vater dort als Automechaniker eine gute Stelle gefunden hat. Meine Eltern konnten nur sehr selten und in den Ferien die Familie besuchen. Wenn ich in der Schule gefragt wurde, wo ich herkomme, dann habe ich immer gesagt, dass ich aus Panjshir komme, obwohl ich die Stadt nie gesehen hatte. Dieses Gefühl, mit einem unbekanntem Ort verbunden zu sein, konnte ich meinen Kinder nie vermitteln.

Wenn ich mich jetzt entscheiden würde zurück zu gehen, dann würde ich meine Kinder mitnehmen. Aber das kann ich ihnen nicht antun. Ich würde sie unglücklich machen und sie würden sich so fühlen wie ich mich heute manchmal noch fühle- ohne Wurzeln. Außerdem wäre es mir heute als Frau unmöglich in Afghanistan zu leben. Wie Frauen dort behandelt werden kann ich heute nicht mehr akzeptieren.

Was würdest du von Deutschland mit zurück nach Afghanistan nehmen?

Mein Selbstbewusstsein, weil mir das keiner nehmen kann. Mit diesem Selbstbewusstsein würde ich etwas gegen die Zwangsheirat tun. Die Mädchen haben ihre Männer noch nie gesehen, das ist ein Zwang. Auch das Tragen der Burka. Die Frauen leben täglich in einer Art Gefängnis. Wenn sie aus dem Haus gehen, dann gibt es für sie keine andere Möglichkeit als das Gefängnis, ein stickiges Gefängnis. Einmal müssten die Männer in Afghanistan das machen und auch alle Arbeiten erledigen, die die Frauen in ihren Burkas erledigen. Einmal in der Haut eines anderen leben. Sie sind doch auch Menschen. Sie könnten ja ein Tuch oder einen Schleier tragen, weil es ja ein muslimisches Land ist. Wir brauchen ein Gesetz, einen Paragraphen, wo geschrieben ist, dass alle Männer, die noch keine Burka getragen haben und ihre Frauen zwingen eine zu tragen eine Geldstrafe bekommen. Wenn ich könnte, dann würde ich zurück nach Afghanistan gehen, mit einem Koffer voller Selbstbewusstsein für jede Frau in meinem Gepäck.

Was ich auch noch mitnehmen würde wäre Menschlichkeit, Ehrlichkeit, Pünktlichkeit und das Recht auf Meinungsfreiheit. Unser Land wäre anders, wenn auch junge Menschen ihre Meinung sagen dürften. Wenn sie in der Schule neue Ideen aussprechen könnten ohne, dass sie dafür geschlagen werden. In Deutschland ist Ehrlichkeit wichtig. Zum Beispiel sagen alle in Afghanistan, dass sie gläubig sind und man darf ganz viele Sachen nicht machen, sonst kommt man nicht ins Paradies, aber sie machen sie trotzdem. Nach den eigenen Prinzipien handeln tut in der Gesellschaft kaum jemand. Ich glaube das Wort dafür ist Authentizität.

Was erwartest Du von Menschen, die heute von einem anderen Land nach Deutschland kommen?

Wenn sie hier leben wollen, dann müssen sie sich bilden, die Sprache lernen. Sie müssen zur Sprachschule gehen und alle Möglichkeiten nutzen, die hier angeboten werden.

Ein Problem ist sicher, dass viele aus Ländern mit einem schlechten Bildungssystem kommen. Viele sind Analphabeten. Sie können gar nicht zu einer normalen Sprachschule gehen. Das ist ganz schwierig, weil sie nicht ihre Muttersprache sprechen und lesen können. Viele Grenzen müssen überwunden werden, um in Deutschland anzukommen. Die Sprache ist aber für mich der wichtigste Schlüssel gewesen.

Als Freiwilliger in Tschechien

Interview mit Simeon Kreher

von Marina Daria Höschler

Im Rahmen des Seminars „Migration und Theologie“ wurden Interviews mit verschiedenen Personen zum Thema „Migration“ und deren „interreligiösen Erfahrungen“ durchgeführt. Im Folgenden werde ich mein Interview darstellen. Mein Schwerpunkt lag vor allem darauf, welche Erfahrungen durch innereuropäische Migration gemacht werden können.

Ich habe das Interview mit Simeon Kreher, 21 Jahre, durchgeführt, der ein Jahr lang als Freiwilliger in Cêshy Têsin in Tschechien gearbeitet hat. Er arbeitete dort in der evangelisch geprägten Brüdergemeinde und seine Aufgaben lagen vor allem in der Nachmittagsbetreuung Jugendclubs und der Gemeindegemeinschaft. Das Freiwilligenteam bestand aus deutschen und europäischen Freiwilligen. Sein Beweggrund war vor allem eine Unterbrechung zwischen Schule und Studium und ein neues Land sowie neue Menschen kennen zu lernen.

Zuerst werde ich allgemein die Alltagserfahrungen wiedergeben und anschließend die interreligiösen Erfahrungen.

Simeon hat sehr positive Erfahrungen im Kontakt mit den Einheimischen sammeln können. Die größte Barriere lag nicht darin, dass er ein Fremder war, sondern in der Sprache und den anfangs nicht gegebenen Verständigungsmöglichkeiten. Besonders überrascht war er darüber, dass er aufgrund seiner deutschen Herkunft keiner negativen Reaktion ausgesetzt war, bezüglich der geschichtlichen Vergangenheit, sondern vielfach die Menschen sehr interessiert am Leben in Deutschland waren. Insgesamt wurde er sehr herzlich aufgenommen und lernte sehr viele unterschiedliche Menschen kennen.

In der Brüdergemeinde konnte er viele Unterschiede zu seiner heimischen Gemeinde feststellen, die zur evangelisch-lutherischen Landeskirche Sachsen angehört. Besonders auffällig und fremd waren ihm zuerst, die Form und der Ablauf des Gottesdienstes. Der Ablauf des Gottesdienstes war sehr frei und es gab kaum eine Liturgie. Es spielte eine Band und die Gemeinde durfte im Gottesdienst Liederwünsche äußern. Außerdem gab es eine freie Gebetszeit, in der jedes Gemeindeglied die Möglichkeit hatte sein Gebet laut vor der Gemeinde zu äußern. Ein weiterer Unterschied war außerdem, dass das Abendmahl nicht vor dem

Altar gefeiert wurde, sondern die Oblate und der Wein in den Bänken durchgereicht wurden. Zudem gab es zwei Predigten und neben dem ortsansässigen Pastor, hielt immer eine weitere Person, entweder aus einer anderen Gemeinden oder ein Ältester der Gemeinde eine Predigt. Insgesamt war die Gemeinde sehr durchmischt.

Anfangs war der Ablauf des Gottesdienstes für Simeon sehr ungewohnt. Eine weitere Schwierigkeit war zudem die Sprachbarriere, da der Gottesdienst auf Tschechisch durchgeführt wurde. Dennoch fühlte er sich in seiner Glaubensausübung durch die Sprachbarriere nicht eingeschränkt und die Gemeinde nahm ihn freundlich auf. Der Kontakt zu Gemeindemitgliedern ging auch über den Gottesdienst hinaus, in Form von gemeinsamen Abendessen. Neben den Unterschieden bezüglich des Gottesdienstes, konnte er auch verschiedene Glaubensansichten feststellen. Die meisten Gemeindemitglieder hatten eher ein konservatives Glaubensbild, worin sich Simeon zum Teil nicht wiederfinden konnte. Konflikte bezüglich der Glaubensansichten hatte Simeon nicht, aber es hinderte ihn daran tiefer gehende Gespräche über den Glauben zu führen. Die Diskussion über Glauben wurde zudem auch durch die Sprachbarriere eingeschränkt. Insgesamt fühlte sich Simeon wohl in der Gemeinde und aufgenommen und empfand es als eine gute Erfahrung in einem anderen Land seinen Glauben zuteilen. Aber er hat sich teilweise auch in der Gemeinde fremd gefühlt, da er die Gemeindemitglieder noch nicht lange kannte und somit die Vertrautheit nicht gegeben war.

Zusammenfassend war der Auslandsaufenthalt für Simeon eine gute Erfahrung und er konnte viel lernen über das Miteinander und den Glauben. Die größte Veränderung war jedoch, dass er seine Angst vor dem Unbekannten und Fremden ein Stück verloren hat, da er selbst die Erfahrung machen konnte, fremd zu sein.

Warum es so schwer sein kann, sich in seinem Heimatland zu Hause zu fühlen

Interview mit einem jungen Mann aus Russland

von Jennifer Griebenow

Die Person, die ich interviewt habe, kenne ich noch aus Schulzeiten. Wir waren immer schon recht gut befreundete gewesen, jedoch habe ich realisiert, dass ich mich noch nie weiter mit seiner Migrationsgeschichte befasst habe. Vielleicht, weil er nie gern darüber geredet hat? Ich weiß es nicht mehr. Er war jedenfalls bereit mein Interview für das Seminar zu unterstützen. Es war interessant einen größeren Einblick in seine Lebensgeschichte zu bekommen. Wie man sich als Migrant wirklich fühlt, hatte ich bis zu der Teilnahme am Seminar „Migration in theologischer Perspektive“ nicht weiter hinterfragt. Was für eine Qual man aber erleiden kann und wie das die Persönlichkeit letzten Endes prägt, ist enorm. Im Folgenden haben wir darüber gesprochen, was es bedeutet, ein Migrant zu sein. Aber auch, wie das Verhältnis zum ursprünglichen Heimatland ist. Wo man sich letztendlich zu Hause fühlt und wie es ist, wenn ein Großteil der eigenen Familie in einem anderen Land lebt. Die Person, die ich interviewt habe, möchte anonym bleiben. Ich darf jedoch verraten, dass die Person männlich und 26 Jahre alt ist.

Sonntag, 23.03.2014 in Hamburg, Barmbek

JG: Guten Tag. Für universitäre Zwecke möchte ich Dich heute gerne interviewen. Das Seminar „Migration in theologischer Perspektive“, das an der Universität Hamburg im Fachbereich Evangelische Theologie stattfand, interessiert sich sehr für deine Geschichte. Ich habe dieses Seminar vergangenes Semester im Rahmen meines Studiums besucht und möchte Dich für mein Interview auswählen. Du bist Migrant und lebst jetzt bereits seit 19 Jahren hier in Hamburg. Zunächst möchte ich etwas über Deine Geschichte erfahren. Aus welchem Land kommst Du und wann kamst Du nach Deutschland?

Hallo. Ich bin froh, dass ich die Möglichkeit bekommen habe, etwas darüber zu erzählen und dass du mich ausgewählt hast. Meine Mutter und ich kamen aus Russland nach Deutschland, da war ich 7. Wir wohnten in einem Asylantenheim und

hatten keinerlei Freunde in Hamburg. Ich kam in die Grundschule, wo ich sehr freundlich empfangen wurde. Ich weiß aber noch, dass ich mir fremd vorkam. Ich kannte die Sprache nicht, ich war sehr schüchtern. Das legte sich dann aber recht schnell. Ich fand schnell Freunde und die Lehrerin war sehr bemüht, mich zu integrieren, jedenfalls wenn ich im Nachhinein nun darüber mit meiner Mutter spreche. Als Kind ist mir das natürlich nicht so aufgefallen. Es war jedoch oft schwer, enge Freundschaften zu schließen, die über den Schulhof hinausgingen.

JG: Warum denkst Du, dass es schwierig war, engere Freundschaften zu Mitschülern zu schließen?

Naja, es war ja so, dass meine Mutter und ich in einem Asylantenheim lebten. Das war eigentlich als Kind nicht weiter schlimm für mich. Aber dorthin Mitschüler mitnehmen, wollte ich nicht. Ich habe gesehen, wie die anderen Kinder es zu Hause hatten. Als Kind war ich immer sehr beeindruckt von der heilen Familienidylle. Da habe ich mich dann schon geschämt, wenn jemand wusste, wo ich wohne. Ich wurde damit hin und wieder auch von einigen gehänselt.

JG: Ist es mittlerweile einfacher für Dich, Freundschaften zu schließen?

Auf jeden Fall. Ein Erwachsener versteht ja mittlerweile die Problematik, wenn ich ihm erkläre, wieso ich damals nach Hamburg kam. Ein Kind hat das natürlich nicht verstanden. Kinder sehen ja nur, wie sie leben und wie die Mehrheit ihres Umfelds lebt. Ich gehörte eben nicht zu einem „typischen“ Umfeld.

JG: Wie war dein weiterer Weg dann hier in Deutschland?

Ich besuchte nach der Grundschule das Gymnasium. Die Sprache lernte ich schnell und ich weiß noch, dass meine Mutter sehr stolz auf mich war. Ich hatte nie großartige Probleme in der Schule. Gott sei Dank. Das macht vieles heute einfacher. Und ich glaube auch, dass man so die Chance hat, eine größere Akzeptanz im „neuen Land“ zu erreichen. So hat meine Mutter mich schließlich auch erzogen. Sie wusste wohl auch, wie schwierig es sonst werden könnte.

JG: Würdest Du denn sagen, dass dies dein „neues Land“ ist?

Nein, auf keinen Fall. Deutschland ist mein zu Hause geworden. Ich kann mir nicht vorstellen, in mein Heimatland Russland zu ziehen. Als Kind wollte ich das immer, wenn es hier Probleme gab. Nun mache ich das nur, wenn ich Verwandte besuche. Dann stelle ich aber auch fest, wie fremd ich mich dort fühle. Irgendwie verrückt.

JG: Es ist also auch ein komisches Gefühl in das Heimatland zu fahren. Wie ist es wenn Du die Sprache hörst?

Die Sprache ist mir wiederum immer noch sehr vertraut. Ich mag es, die Sprache zu hören. Mehr als sie zu sprechen jedenfalls. Da fühle ich mich mittlerweile mit der deutschen Sprache wohler.

JG: Du hattest bis vor ein paar Jahren immer noch keine deutsche Staatsangehörigkeit. Inwiefern hat dir das Probleme bereitet? Was hat dein Umfeld dazu gesagt (Freunde, Familie...)?

Als ich nach dem Abitur anfangen wollte zu studieren – ich wollte Medizin studieren – habe jedoch keinen Studienplatz bekommen. Meine Noten waren allerdings auch nicht die besten. Das war eine harte Zeit. Ich habe mir dann die Zeit mit Übergangsjobs vertrieben, um Wartesemester angerechnet zu bekommen. Irgendwann bin ich dann mal zur Uni gegangen und wollte mich beraten lassen. Da sagte man mir, das sei ja kein Wunder, ich solle mich zunächst einmal um die deutsche Staatsangehörigkeit kümmern. Das war irgendwie diskriminierend. Da war ich sprachlos. Das ist aber zum Glück auch das letzte negative Ereignis, an das ich mich erinnere. Meine Freunde standen immer voll und ganz hinter mir. Ich konnte mit vielen über alles reden.

JG: Was machst du heute? Und wie stellst Du dir dein weiteres Leben vor?

Ich studiere Jura und möchte erstmal fertig studieren. Ich möchte eigentlich hier wohnen bleiben. Ich möchte irgendwann ein Haus, eine Familie. Ich möchte vor allem akzeptiert werden. Aber ich muss auch sagen, dass ich manchmal von der Offenheit der Menschen sehr positiv überrascht war. Ich hatte tolle Lehrer, die mich immer unterstützt haben und ein gesundes Umfeld. Meine Freunde waren oft für mich da und gaben mir nie das Gefühl, dass ich anders bin. Ich möchte noch mehr Toleranz in dieser Gesellschaft sehen, auch was andere Bereiche betrifft.

Nach diesem Interview bin ich nachdenklich geworden. Ich habe mich wirklich einmal in die Perspektive eines Migranten hineinversetzen können und gemerkt, dass es sicherlich kein einfacher Weg ist auf diese Art und Weise in ein fremdes Land zu ziehen. Vielleicht sollte jeder mal einen Migranten interviewen, damit wirklich ein Verständnis in unserem Land aufkommt. Das wäre auf jeden Fall ein Schritt in die richtige Richtung. Auch der Wunsch, mehr Toleranz in der Gesellschaft zu bekommen, egal wen es betrifft, war ein sehr wichtiger Punkt für mich. Man sollte Menschen nicht verurteilen, weil sie anders sind. Man sollte es nutzen, eine Vielfalt an Menschen und somit eine Vielfalt von Geschichten in unserem Land zu haben. Man muss diese Menschen integrieren, um eine gute Gesellschaft zu werden.

Begegnungen mit Migrantinnen und Migranten

Dieser Band dokumentiert die Begegnungen, die sich aus einem Seminar „Migration in theologischer Perspektive“ am Fachbereich Evangelische Theologie der Universität Hamburg im Wintersemester 2013/14 ergeben haben.

Diese Sammlung von Miniaturen können als Material für die weitere Beschäftigung mit dem Thema Migration genutzt werden. Die Texte geben facettenreiche Perspektiven auf die Situation von Migrantinnen und Migranten in Deutschland, dazu bieten sie sehr persönliche Blicke der Studierenden auf die Erfahrung von Fremdheit und Überraschung in den Gottesdiensten von Migrantengemeinden.



**missionsakademie
an der universität hamburg**
academy of mission
at the university of hamburg

ISSN 2196-4742